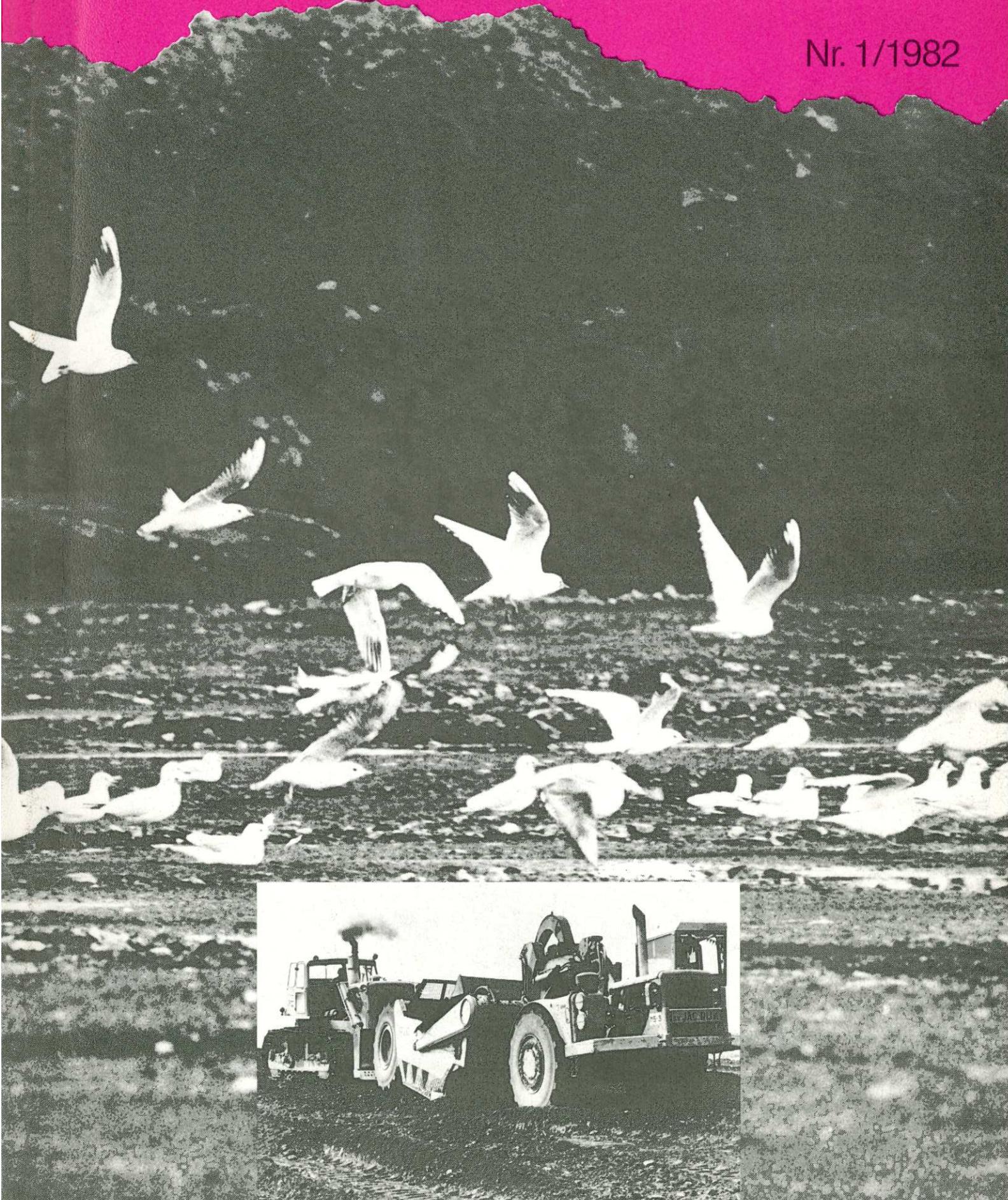


Bürgerillustrierte der Stadt Herne

UNSERE STADT

Nr. 1/1982





UNSERE STADT

Illustrierte für die Bürger der Stadt Herne — herausgegeben vom Oberstadtdirektor durch das Presse- und Informationsamt der Stadt Herne.

„Unsere Stadt“ (1/82) erscheint in einer Auflage von 18.000 Exemplaren und wird kostenlos verteilt.

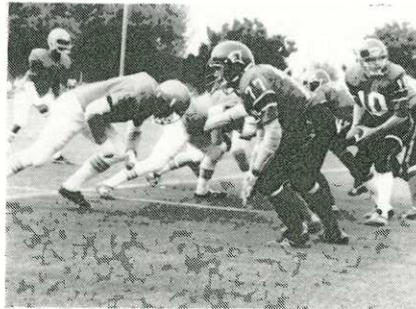
Redaktion und grafische Gestaltung

Presse- und Informationsamt,
4690 Herne 1, Rathaus
Telefon 0 23 23 / 595 2425
Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Manfred Gutzmer
Fotosatz:
Pieper-Druck + Verlag,
Herne
und Druckerei der Stadt Herne
Lithos und Druck:
Druckerei der Stadt Herne

Aus dem Inhalt

KVR-Kundendienst fürs Ruhrgebiet

Fotos: KVR und Presse- und Informationsamt
Seite 2



Volker Hilbt 1 Touchdown: 6 Points

Fotos: Bohrmann, Biedenkap
Seite 6

Hans Wienholt Interview OB und Kämmerer

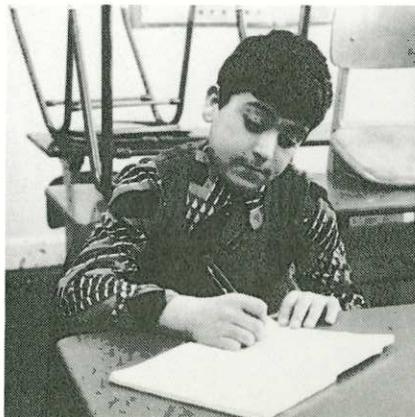
Foto: Presse- und Informationsamt
Seite 10

Getriebe für die Welt

Fotos: TGW
Seite 14

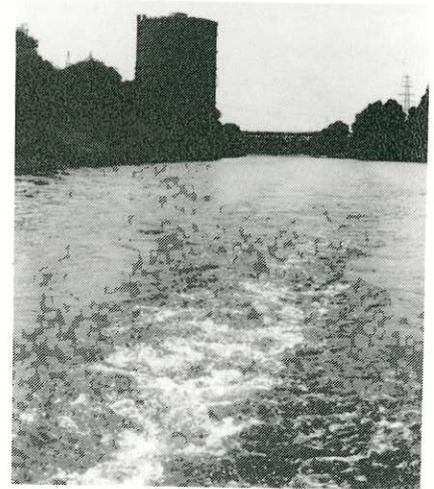
Rolf Stegemann Nebenbeischreiber

Foto: Stegemann
Seite 16



Birsen Ulutas Für Gott und Atatürk

Fotos: Mehmet Ünal
Seite 18



Ulrich Gorcitzka Der Rhein-Herne-Kanal

Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 22

Hannes Fabian Der Weg nach Wakefield wird kürzer

Fotos: National Coal Bord
Seite 28

Angelika Böhrke ... das Wohl des Kindes

Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 30

Manfred Gutzmer Die WAZ in Herne - Thiele und sein Team

Fotos: Inge Anshl
Seite 32

Angelika Böhrke Der Polizist als Poet

Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 36

Ulrich Gorcitzka ... bringt die Flötentöne bei

Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 40

In eigener Sache

Das Titelbild dieser Bürgerillustrierten mutet eigentümlich genug an. Vor allem, es ist nicht schön im landläufigen Sinne, nicht idyllisch, nicht sexy wie sonst Covers, die um Aufmerksamkeit fürs Innere werben. Gleichwohl verdient diese Fotomontage ein paar Zeilen mehr, denn sie symbolisiert einen ortsgeschichtlichen Szenenwechsel. - Das anthrazitene Gelände, über dem hier die Möwen ihre Kreise ziehen, war einst das Übertage-Areal des Kohlenbergwerks Friedrich der Große. Vor hundertzweifel Jahren wurde hier der erste Schacht abgeteuft, zwei Jahre später kamen von der 303-Meter-Sohle die ersten Kohlen ans Tageslicht, und im März 1978 wurde aus einer Tiefe von mehr als tausend Meter der letzte Wagen gefördert. Piepenfritz, wie die Kumpel liebevoll ihren Pütt nannten, hatte zum Ruf Hernes als Bergbaustadt beigetragen, und Piepenfritz hat auch Hernes Rolle als Bergbaustadt beendet. - Aber die Stadt ist natürlich in ihrer zentralen Revierlage eine Industriestadt geblieben. Das war und bleibt ihre Stammrolle im Drehbuch der rheinisch-westfälischen Wirtschaft. Und wieder spielt Friedrich der Große als unverzichtbares Ausstattungsstück mit. Denn inzwischen hat die Stadt das 72 Hektar große Gelände für teuer Geld (und mit großzügiger Landeshilfe) erworben und als Industriegebiet festgelegt, um darauf den nächsten Akt ihrer Entwicklungsgeschichte zu spielen. -

Unser Titelbild zeigt also das Gelände nach dem Abriss all dessen, was nach Zeche aussah, und vor der Grundsteinlegung für den ersten neuen Industriebetrieb. Dazwischen liegt ein nahezu abenteuerliches Stück Arbeit, das nötig war, um eine Abraumhalde von zweieinhalb Millionen Kubikmeter Umfang vom Gelände zu schaffen. Das heißt, weggeschafft wurde sie eigentlich gar nicht, sondern gleichmäßig auf dem Areal verteilt. Seitdem liegen die 72 Piepenfritz-Hektar zwar ein paar Meter höher als zuvor, dafür schränkt nun nichts, aber auch gar nichts mehr die planerische Verfügbarkeit des künftigen Industriegebietes ein. Alles ist platt, dicht, tragfähig (3 bis 7 kp/qm, wem das was sagt). - Mit Schuppe und Hacke hätte der Halde natürlich niemand beikommen können. Das brachten Spezialmaschinen zustande, sogenannte Scaper; einen von ihnen erkennen Sie auf dem Titelbild. Diese Ungetüme schrappen den steinernen Bergbauabfall ab, stopfen ihn in ihren Bauch, schaffen ihn an die gewünschte Stelle, spucken ihn aus, stampfen ihn fest. Und weil Kontrolle nach wie vor besser ist als blinder Glaube, hatte die Stadt ein Erdbaulaboratorium unter Vertrag, das ständig hinter dem Scaper herging und den frisch präparierten Baugrund auf seine Tragfähigkeit untersuchte. - Reden wir nicht vom Geld. Das Innovationen und die Voraussetzungen dafür nicht mehr für ein Butterbrot zu haben sind, wissen selbst Besoldungsempfänger, Pensionsberechtigte und Goldsammler. Immerhin, 18 der 66 Millionen Mark Kosten für die Reaktivierung werden als rentierlich angesehen. Das heißt, sie müssen irgendwie wieder reinkommen. Zum Beispiel durch den Grundverkauf. Da von 72 Hektar Gesamtfläche nach Abzug von Straßen und Grün netto 50 als reine Ansiedlungsfläche bleiben, kommt ein Quadratmeterpreis von etwa 35 Mark heraus. Ungefähr.

*

Genug vom Titelbild. Reden wir kurz auch vom Inhalt. Sie finden gleich auf den nächsten Seiten ein kleines Porträt des KVR, weil sich immer noch nicht weit genug herumgesprochen hat, wer das ist, was er macht und was

er speziell für Herne bedeutet. Ein anderer, eigentlich längst fälliger Beitrag will Sie mit den Herrschaften bekanntmachen, die in und für Herne die Frühstückselektüre schreiben; wir beginnen in dieser Ausgabe mit der WAZ/WR-Lokalredaktion Herne, dem Thiele-Team. Zwei Serien, die wir seit Jahren in der Bürgerillustrierten durchziehen, stehen auch diesmal wieder auf dem Programm, der Sport und die heimische Wirtschaft; in dieser Ausgabe sind die Football-Tigers und das Thyssen-Getriebe- und Kuppelungswerk Herne an der Reihe. Der Kulturbetrieb ist zweimal mit der Branche „Dichten“ vertreten. Hernes prominentester Schriftsteller stellt sich in einem Interview vor, die Dichterwerkstatt in einer Art Selbstporträt. Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen wir zwei Gespräche, die Hans Wienholt von der WAZ für uns mit dem Stadtkämmerer Heinz Drenseck und Oberbürgermeister Manfred Urbanski über kommunale Politik und Wirtschaft bei leeren Kassen geführt hat. Und schließlich finden Sie in diesem Heft Beiträge über den Stand der städtischen Beziehungen zum englischen Partner Wakefield und über das Pflegekinderwesen. Wir wünschen eine informative bis unterhaltsame Lektüre.

Ihre Redaktion

Wer heutzutage nicht mindestens hundertfünfzig Abkürzungen beherrscht, versteht seine Welt nicht mehr, ist out. Der kleine, geläufige Vorrat, den der Normalverbraucher aus Funk und Fernsehen kennt, reicht nicht mehr. DGB, UNO, Nato, DFB, OPEC, EG, Seato, BAföG, SPD, CDU, NRW, FdGO, OB, DDR, WDR, BR, ÖTV, WAZ, WR oder UKW, HKL, BMW, AKW und ein paar andere - sie sind nur das lebenswichtige Minimum. Der wirklich informierte Bürger braucht aber ein Mehrfaches an Kürzeln; er muß, um mitreden zu können, Großbuchstaben-Kombinationen wie JUBB, BMJFG, RP, FNP, GO, RUB, NN, SALT, KVR, MBFR, OAS, WHO, BND, MAGS, DIHT, LEG, BMV, KSL oder GAU und GATT ohne Wimpernzucken zitieren und kاپieren können.

Langer Rede kurzer Sinn: die BI (Bürgerillustrierte) will Abhilfe schaffen, Löcher stopfen. Denn hinter mancher Abkürzung steckt mehr als nur fachchinesisches Buchstabengeklingel. LEG oder KVR, zum Beispiel, sind Tarnnamen für Einrichtungen, die am Leben in unserer Stadt und an seinen Veränderungen mitwirken. Sie nehmen teils unmittelbar Einfluß aufs kommunale Geschehen und sind doch weitgehend unbekannte Größen.

In dieser Ausgabe soll es um die drei Buchstaben KVR gehen, also um den „Kommunalverband Ruhrgebiet“. Jahrzehntlang hieß der KVR SVR, aber auch dafür hatte kaum jemand im Revier die richtige Auflösung parat, nämlich „Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk“. Schon 1920 wurde das Gebilde mit diesem geschraubten Namen gegründet, um „der Siedlungstätigkeit im Verbandsgebiet zu dienen“. Zum Glück für das Verbandsgebiet hat der alte SVR der Siedlungstätigkeit aber nicht nur gedient, sondern er hat sie zugleich auch verhindert.



Der Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) ist ähnlich organisiert wie die Kommunen, denen er dient. Er hat eine Verwaltung, die Dr. Jürgen Gramke (links) als Verbandsdirektor leitet; und er hat als parlamentarisches Kontrollorgan eine Verbandsversammlung mit dem Essener Oberbürgermeister Horst Katzor (rechts) als Vorsitzendem. Sitz des KVR ist das schöne Bauhaus-Gebäude an der Kronprinzenstraße 35 in Essen (oben).

KVR

Kundendienst fürs Ruhrgebiet



Eine der einflußreichsten Positionen in der Verbandsversammlung des KVR hat Hernes OB Manfred Urbanski. Er ist Vorsitzender der SPD-Fraktion und damit Sprecher der parlamentarischen Mehrheit.

Und damit wäre gleich eine der vornehmsten Funktionen des Verbandes genannt, der Umweltschutz, oder wie es im nüchternen Gesetzesdeutsch heißt: die Sicherung von Grün-, Wasser-, Wald- und ähnlicher von der Bebauung freizuhaltender Flächen mit überörtlicher Bedeutung für die Erholung und zur Erhaltung eines ausgewogenen Naturhaushaltes.

Natur im industriellen Ballungsgebiet, das scheint ein Widerspruch in sich zu sein. Aber wer mit offenen Augen durchs Revier fährt, kann auch ermessen, wieviele Flächen vor leichtfertiger Bebauung verschont blieben, wie viele Erholungsräume noch erhalten sind und wieviel geschundenes Land wieder genesen ist. Wenn heute fast 60 Prozent des Verbandsgebietes als sogenanntes Verbandsgrün ausgewiesen und damit dem landschaftschädigenden Zugriff entzogen sind, so wird klar, weshalb der KVR in ganz Europa zu den Erfindern des Umweltschutzes gezählt wird.

A propos „Verbandsgebiet“. Es besteht aus den kreisfreien Städten Bochum, Bottrop, Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Hamm, Herne, Mülheim und Oberhausen und aus den Landkreisen Ennepe-Ruhr, Recklinghausen, Unna und Wesel. In diesem 4.400 Quadratkilometer großen Raum leben rund fünfeneinhalb Millionen Menschen - darunter und mit-tendrin 187.000 Herner.

Zurück zu den Dingen, für die der KVR, übrigens kraft Landesgesetzes, zuständig ist. Denn mit der Anlage von Wanderwegen, der Begrünung von Halden oder der Sicherung von Grünzügen ist sein Aufgabenfeld lange nicht abgesteckt. Speziell in unserer Stadt wird sichtbar, wie der KVR einen anderen Auftrag, die „Errichtung und den Betrieb öffentlicher Freizeitanla-



Hernes Oberstadtdirektor Dr. Karl Raddatz ist als einer der fünfzehn Hauptverwaltungsbeamten im KVR-Gebiet beratendes Mitglied der Verbandsversammlung.

gen“ erledigt. Der Revierpark Gysenberg ist eine solche Freizeitanlage auf den Reißbrettern des KVR (SVR) entstanden, vom KVR gemeinsam mit der Stadt betrieben. Andere, vom KVR initiierte und mitfinanzierte Freizeitanlagen: die Revierparks Mattlerbusch (Duisburg), Vonderort (Oberhausen/Bottrop), Nienhausen (Gelsenkirchen/Essen), Wischlingen (Dortmund), der Kernader Stausee, der Archäologische Park in Xanten, der Lippe-See östlich von Hamm, die Sechseen-Platte Duisburg und etliches mehr.

Eine andere Art des Umweltschutzes ist die Abfallbeseitigung, und auch in dieser Angelegenheit hat der Kommunalverband Ruhrgebiet einiges vorzuweisen, vor allem für die Städte im Kern des Reviers. Die Zentraldeponie des KVR gleich jenseits der nordwestlichen Herner Stadtgrenze, im Em-scherbruch, wird im Endzustand etwa 30 Millionen Kubikmeter verdichteter Abfälle aufnehmen, darunter den Müll unserer Stadt. Die Böschungen der einzelnen Schüttbereiche werden noch während des Deponiebetriebs bepflanzt, so daß in absehbarer Zeit eine grüne Hügelkette entsteht, der eines Tages die Spaziergänger nicht mehr ansehen können, daß darunter der Abfall einer ganzen Industrieregion liegt.

Zugleich entsteht wenige hundert Meter von der Zentraldeponie entfernt, ebenfalls knapp jenseits der Herner Grenze, ein Rohstoff-Rückgewinnungs-Zentrum. Das ist keine schlichte Müllverbrennung mehr sondern eine riesige Recycling-Fabrik, die helfen soll, die Abfallmengen insgesamt zu verringern und zugleich wirtschaftlich zu nutzen. Wenn im nächsten Jahr dieser Müllverwerter in Betrieb geht, wird er rund 235 Millio-



Günter Knefelkamp, CDU, vertritt die Farben unserer Stadt auch in der Verbandsversammlung des KVR. Er sitzt dem wichtigen Verbandsausschuß für Landschaftspflege und Umweltschutz vor.

nen Mark gekostet haben. Auch hier zeichnet für die Planung, den Bau und den Betrieb der KVR verantwortlich.

Der KVR, das hatten wir bisher, ist Umweltschützer für das Revier, ist Abfallbeseitiger und Freizeitunternehmer. Seine vierte Funktion beschreibt der Verband selbst mit der Schlagzeile: Wir erkunden und vermessen unsere Umwelt. Das ist wörtlich gemeint. Schon in den zwanziger Jahren bediente sich der KVR der Luftbildmessung und der Luftbildinterpretation, um ausreichende Erkenntnisse für die Verkehrs- und Siedlungsplanung zu gewinnen. Daraus ist heute ein Karten- und Bildwerk geworden, das in Deutschland seinesgleichen sucht. Satelliten-, Infrarot- und andere Spezialaufnahmen lassen Rückschlüsse auf Veränderungen der Vegetation, auf die Auswirkungen von Abgasen oder auf die Belastbarkeit der Wälder zu. Sie erlauben den Städteplanern eine objektive Beurteilung ihrer Planvorhaben, sie helfen der Polizei bei großräumigen Fahndungen, der Post beim Leitungsbau und so weiter. Nicht zuletzt profitiert vom KVR-Kartenwerk der Normalbürger, denn für ihn hat der Verband den Ruhrgebiets-Atlas hergestellt, den einzigen einheitlichen Stadtplan für eine ganze Region.

Weil der KVR über die Vielfalt seiner Aufgaben das Ruhrgebiet kennt wie niemand sonst, ist er auch geeignet wie keine andere Institution, übers Ruhrgebiet zu informieren und dafür zu werben. Da das Revier aber außerhalb seiner Grenzen einen denkbar schlechten Ruf als kohlenstaub- und ruß-verdreckte Landschaft hat, ist diese Aufgabe sicher nicht die einfachste. Aber auch beim Ruhrgebiet selbst finden sich genug Wissenslücken, herrschen überholte Vorstellungen. Und so führen die Öffentlich-





Ein Blick in die Verbandsversammlung. Wie in Parlamenten üblich, sind nicht alle Plätze besetzt, und die SPD sitzt links, die CDU rechts (vom Vorsitzenden aus gesehen).

keitsarbeiter des KVR ihre Goodwill-Kampagne an zwei Fronten. Sie informieren im Ruhrgebiet und übers Ruhrgebiet: mit Ausstellungen, Messebeteiligungen, Zeitschriften, Pressediensten, Fachinformationen, Künstlerstipendien, Fachtagungen.

Und schließlich steht der KVR seinen Mitgliedern, den kreisfreien Städten und Landkreisen, mit Dienstleistungen zur Verfügung. Er liefert den kleineren Städten im Verbandsgebiet Stadtteilentwicklungskonzepte, hilft bei der Erschließung und Vermarktung von Gewerbeflächen, bietet Daten und Planungshilfen bei Problemen der Verkehrsberuhigung, der Wohnumfeldverbesserung und der Stadterneuerung.

Das alles kostet Geld. Woher nimmt es der KVR? Ganz einfach. Einen Teil schießt das Land zu, den anderen Teil müssen die Städte und Kreis per Umlage selbst finanzieren. Dafür steht den Finanziers auch die Kontrolle des KVR zu: das Land setzt durch Gesetz den Rahmen fest, in dem sich der Verband bewegen darf, die Verbandsmitglieder kontrollieren den KVR über die Verbandsversammlung, in der sie entsprechend den Mehrheitsverhältnissen der Gemeinderäte vertreten sind. Stimmberechtigte Mitglieder der Verbandsversammlung sind für die Stadt Herne Oberbürgermeister Manfred Urbanski, Günter Knefelkamp und als beratendes Mitglied Oberstadtdirektor Dr. Karl Raddatz. Urbanski ist Sprecher der SPD-Fraktion, Knefelkamp leitet den Ausschuß für Landschaftspflege und Umweltschutz. Man sieht, die Stadt ist gut repräsentiert.

Zuletzt noch ein paar Namen darüber hinaus: Leiter der Verbandsverwaltung, also Verbandsdirektor, ist Dr. Jürgen Gramke, sein Stellvertreter als erster Beigeordneter Peter van Wicken. Den Vorsitz in der Verbandsversammlung hat Essens OB Horst Katzor, ihn vertreten Herbert Todt und der Recklinghäuser Landrat Helmut Marmulla. Insgesamt hat die Versammlung 45 stimmberechtigte Mitglieder (SPD 28, CDU 17) und 28 beratende Mitglieder (Bezirksplanungsräte 3, Hauptverwaltungsbeamte 15, Vertreter der Arbeitnehmer und Arbeitgeber 10).

gu

**Reportage von Volker Hilbt (Text),
Harry Bohrmann und Karlheinz
Biedenkap (Fotos)**

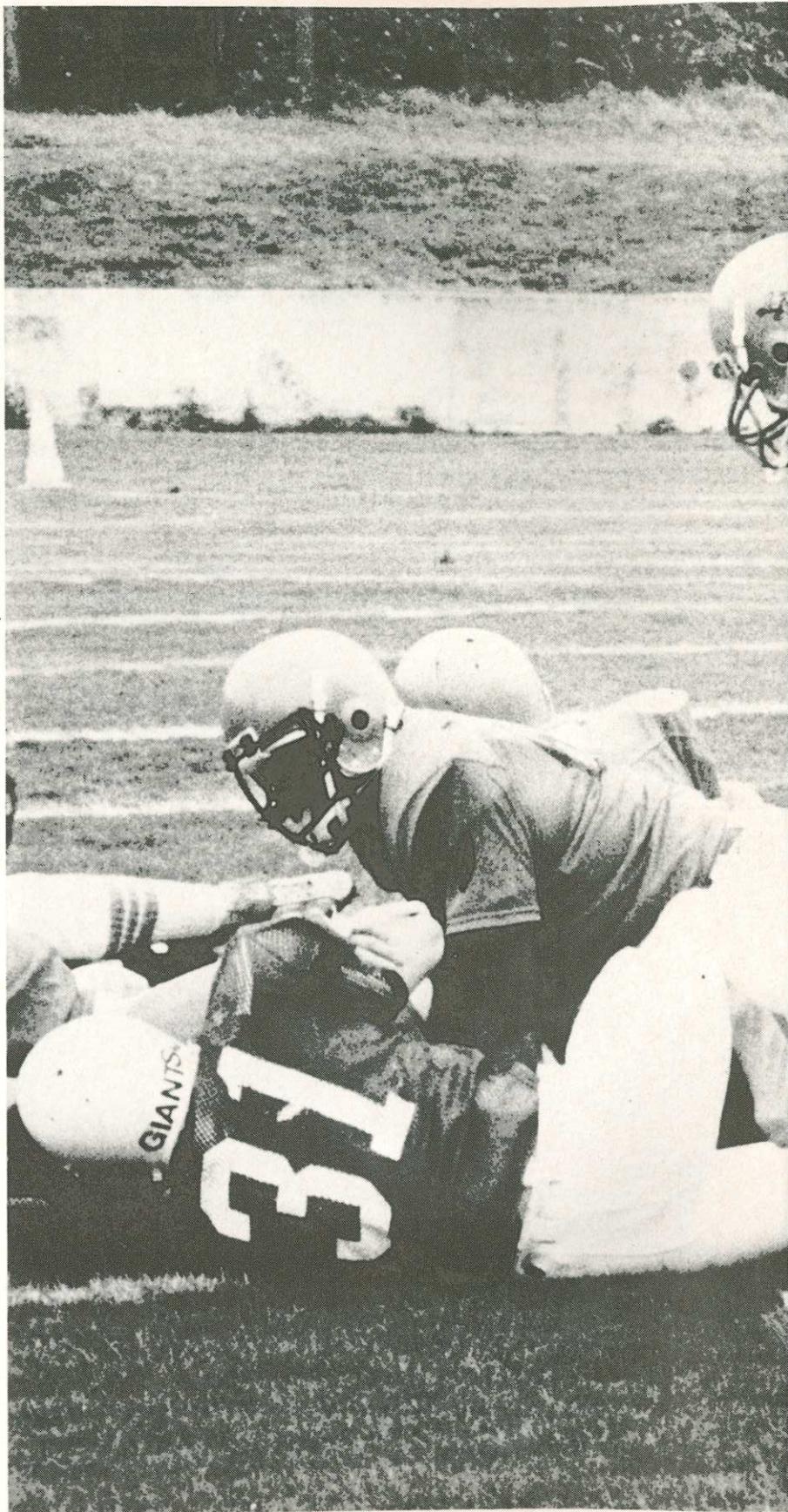
Als Daniel Gilloon, schwergewichtiger Pfundskerl aus den Vereinigten Staaten, im Herbst 1980 zur ersten Pressekonferenz lud, dachten die meisten noch an einen Scherz. Der Vizepräsident einer Düsseldorfer Getränkefirma verkündete schier Unfaßbares: Football in Herne! Allein der Gedanke, dieses populäre US-Spiel, das im Land der unbegrenzten Möglichkeit die Volksmassen anzieht, könne hier Fuß fassen, sorgte für schmunzelnde Mundwinkel und ungläubiges Kopfschütteln.

Doch Gilloon wäre nicht Gilloon, wenn er sein schier unmögliches Vorhaben nicht durchgesetzt hätte. Mit riesig angelegten Aufklärungskampagnen marschierten er und seine ersten Kicker immer wieder an die Öffentlichkeit - das Bedauern ausdrückende Lächeln für einen „Spinner“ schwand im Gleichschritt mit der Skepsis.

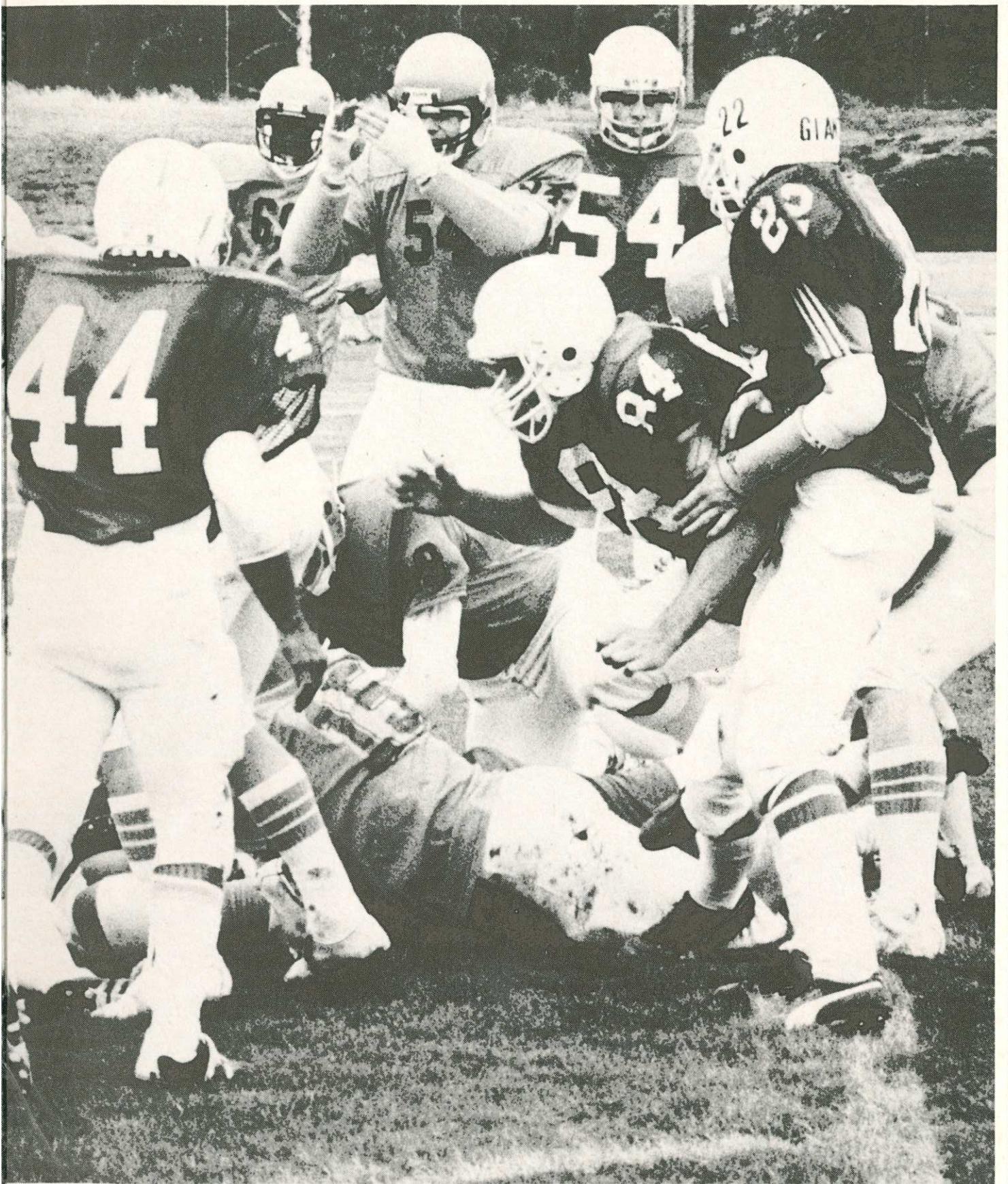
Daniel Gilloon konnten die Aktionen und Reaktionen in Herne keinesfalls überraschen. „In Düsseldorf, als es mit den Panthers losging, war es ähnlich,“ lächelte er. Und dort formte er als Präsident (inzwischen legte er sein Amt in der Landeshauptstadt nieder, weil er durch den Vorsitz bei den Herren in eine Zwickmühle geraten war) immerhin einen Deutschen Meister.

Stück um Stück sammelte er zusammen mit seinem amerikanischen Trainer Booker T. Washington die Spieler aus den Kasernen der US-Soldaten in Werl und Unna, die den Herner Laien im intensiven Schnellkurs Grund- und Aufbauaktiken mit verschiedenen Spielzügen in der Offensive und Defensive beibringen sollten. Die Mannschaft wuchs und wuchs, in ähnlichem Ausmaß kletterten Interesse und Neugier der Fans oder derjenigen, die es werden sollten.

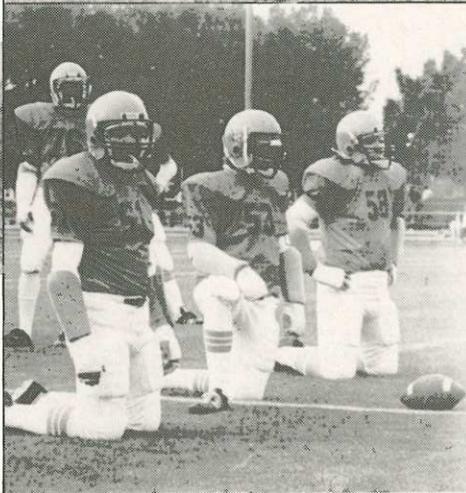
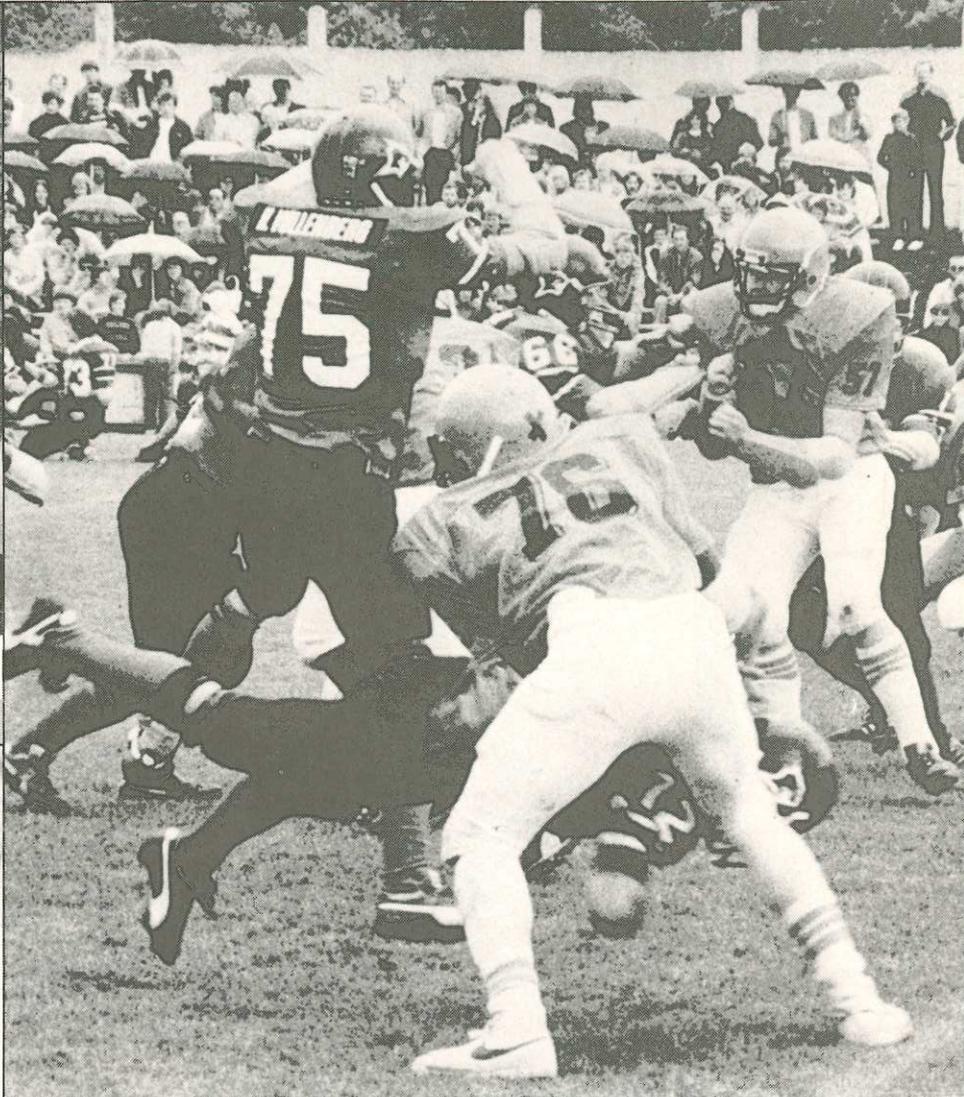
Filme und Theorie paarten sich in der Folgezeit immer häufiger mit aktiven Football-Trainingseinheiten - die Herner Jungs, die bislang nur in Kampfsportarten wie Fußball oder Handball zu Hause waren, lernten an der Gysenberg-Eishalle auf dem grünen Rasen nun auch das Football-ABC in großen Zügen.



1 TOUCH DOWN



OWN: 6 POINTS



Schlachtpläne wurden von offizieller Seite ent- und wieder verworfen - das erste Demonstrationsspiel, das die Düsseldorfer Panthers und zahlreiche Fans ins Stadion des SV Sodingen an die Ringstraße locken sollte, wurde mehrfach verschoben, ehe am 16. Mai der SVS-Platz umstaffiert und der erste Kickoff (Anstoß) angepfeifen wurde.

Natürlich demonstrierte in erster Linie der Ex-Meister, doch darum ging es den Tigern (nach so „phantasievollen“ Vorbildern wie Hawks, Bolldozers, Redskins, Eagles, Grizzlys, Crocodiles, Greyhounds, Mustangs oder wie sie alle hießen, hatten sich die Herner ein gestreiftes Raubtier als Namen-Maskottchen einfallen lassen) bei ihrem Debut kaum.



Daniel Gilloon saß am Mikrophon und versuchte in allen Einzelheiten, jeden Schritt seiner beiden Mannschaften haarklein zu übertragen. Wenngleich die dreieinhalbtausend Zuschauer den Neulingen ihre Demontage durch die Panthers im Großen und Ganzen verziehen - skeptisch waren sie allemal. Null zu sechsunddreißig war eine deftige Packung. Nicht ein einziger Punkt für die Tigers - das schmerzte schon.



Aber nur eine Woche später revidierten die Fans ihre Meinung über den Football Marke Herne. Im ersten Meisterschaftsspiel des AFV/NRW (American Football Verband Nordrhein-Westfalen) besiegten die Tiger die Wuppertaler Gäste mit 47:14.



Genügen soll dies: In vier Vierteln à fünfzehn Minuten effektiver Spielzeit (ähnlich wie beim Eishockey, denn auch dort wird bei jedem Pfiff der Schiedsrichter die Uhr angehalten) versuchen die Footballer, das Leder-Ei hinter die gegnerische Grundlinie (Null-Linie) zu bugsieren. Dabei gibt es verschiedene Punktmöglichkeiten:

- Touch down (sechs Punkte): Er erfolgt entweder durch Tragen des ovalen Balls hinter die besagte Linie oder durch einen gelungenen Paßversuch, wenn ein Spieler dort das Leder fängt, ohne daß es den Boden berührt hat;
- Field Goal (drei Punkte): Das Ei muß während des Spiels zwischen die hohen Pfosten gekickt werden;
- Extra-Point (ein Punkt): der Kick durch die Stangen nach einem Touch down, wenn die erfolgreiche Mannschaft automatisch einen weiteren Versuch erhält;
- Conversion (zwei Punkte): Hier wird der zusätzliche Versuch nach einem Touch down mit einem erneuten Spielzeug beendet. Beide Möglichkeiten werden an der Drei-Meter-Linie gestartet.

Um überhaupt einen Touch down zu erzielen, gibt es folgendes zu beachten: Die ballbesitzende Mannschaft hat mit der Offense (wie auch die Defense mit elf Footballern, darunter jeweils maximal fünf Ausländer) vier Versuche, um zehn Meter vorwärts zu kommen (First down), bis zu einem möglichen Touch down. Gelingt dies nicht, oder verliert die angreifende Mannschaft das Leder, kommt die Defense aufs Feld, um dem Kontrahenten Punkte zu verwehren.

Der beste Weg aber zum Verständnis dieses enorm rauen und zugleich intelligenten Spiels: einfach mal hingehen, wenn in Herne die nächste Tiger-Saison angepfeiffen wird.

Natürlich ist Football Sport. Und was für einer. Aber zum Football gehören auch Show, Klamauk, Volksfestveranstaltungen. Die Fotos geben einen eindrucksvollen Einblick.

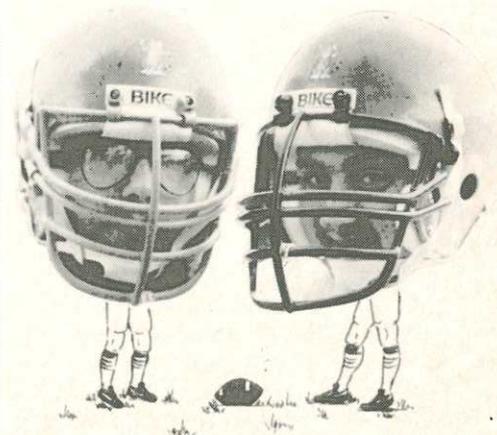


In der kommenden Saison wird es allerdings schwieriger. Die beiden feindlichen Football-Liga-Brüder haben sich wieder versöhnt. Der Bruch, der zu einer Teilung geführt hatte, ist gekittet. In welchem Maße jetzt Clubs aus der NRW-Liga und dem AFBD (American Football Bund Deutschland) gemeinsam um Punkte und Meistertitel antreten, steht noch nicht fest, da die Zahl der neuen Clubs enorm angestiegen ist. Sie schießen nach dem Motto „Jeden Monat ein Newcomer“ wie Pilze aus dem Boden, bietet sich ein System mit verschiedenen Klassen an, damit ein gewisses Niveau im Football-Oberhaus gewährleistet bleibt.

Die Regeln des vermeintlich härtesten Sports der Welt scheinen auf den ersten Blick ziemlich verwirrend. Nur die wenigsten Fans wissen, warum ein Schiedsrichter wieder einmal sein gelbes Taschentuch auf den Boden geworfen hat, um ein Foul anzuzeigen, mit den Kapitänen einer Mannschaft debattiert und anschließend meist fünf, siebeneinhalb oder fünfzehn Meter marschiert, um die foulende Truppe zu bestrafen.

Es sollte nicht bei diesem Sieg bleiben. Bis zum letzten Spieltag fieberten die Tiger-Fans einem möglichen gilloonischen Traumfinale gegen die Panthers entgegen, ehe ihnen die Mannheimer Rothäute nach einem grandiosen Schlußspurt doch noch den zweiten Platz wegschnappten.

„Es hat nicht sollen sein,“ dankte der Chef seiner Mannschaft dennoch. Zu Recht. Ein dritter Platz war zur Premiere zunächst kaum eingeplant. „Versuchen wir den großen Coup halt im nächsten Jahr,“ nahm Gilloon die verpaßte Chance, das Endspiel im Gelsenkirchener Parkstadion zu erreichen, nicht tragisch.



Zur Haushaltslage unserer Stadt

MAGERE JAHRE ABER DAS LEBE

Interviews mit Oberbürgermeister Urbanski

In den Nachkriegsjahren, im Grunde bis zum Ende der „50er“, trug das Gros der Bürger den Gürtel eng geschnallt. Man beschränkte sich auf das Wesentliche. Was auch die politische Seite einschließt. Die Schaffung von Arbeitsplätzen, der Wohnungs- und Straßenbau, der letztendlich Bestandteil einer funktionierenden Infrastruktur ist, standen uneingeschränkt im Vordergrund. Die Bürger riefen nicht gleich nach Staatsleistungen, versuchten vielmehr, eigeninitiativ und improvisierend, wie man's in den zurückliegenden Jahren gelernt hatte, etwas auf die Beine zu stellen. Man begnügte sich, so ließe es sich auf einen kurzen Nenner bringen, mit dem Gegebenen. Frei nach dem Motto „Uns geht's ja noch gol...“ Schon in den „60ern“ stieg das Barometer der Erwartungen. Es ging den Menschen besser, warum sollte es da nicht noch besser gehen. Politiker befriedigten die Erwartungen, man konnte ja aus dem „Vollen“ schöpfen, bauten hier und da neue auf. Auch Rezessionsjahre wie 1966/68 oder 1976/77 konnten den „olympischen Trend“: „Immer höher, immer weiter, immer besser, immer teurer“ kaum stoppen. Die speziell aus dem Strukturwandel, der Energiepreisexlosion und weltwirtschaftlichen Einflüssen resultierende Wirtschaftsflaute, die den Bundesbürger seit geraumer Zeit bedrückt, fordert jetzt eine Kehrtwendung in Zeiten, in denen es auch noch einfacher zugeht – und man dennoch zufrieden war. Der Bund spart, das Land spart – was natürlich Auswirkungen auf die kommunale Ebene hat, weil sie rückläufige Einnahmen und steigende Soziallasten verzeichnet, und unter den Folgelasten früherer Projekte im Dienstleistungssektor ächzt.

Das vor uns liegende Jahr 1982 wird so als Meilenstein in die bundesdeutsche, aber auch kommunale Ge-



N GEHT WEITER

und Kämmerer Dreseck



schichte eingehen. Fachleute sehen es als Jahr der Bewährung. Der Bewährung bei der Notwendigkeit, die öffentlichen Finanzen mittelfristig zu konsolidieren. An allen Ecken und Enden, das zeigt der Haushalt der Stadt Herne für 1982, wird gespart. Beim Personal, bei Investitionen, im Dienstleistungsbereich. Doch: Bricht damit die Katastrophe über uns herein? Ich meine nein! Zwar werden Abstriche hier und da unumgänglich sein, man wird längere Wege zum Kindergarten, zur Zweigbücherei (oder Büchereibus-Haltestelle) in Kauf nehmen müssen. Sportler oder Kleingärtner müssen sich etwas länger gedulden, bis ihre neue „Anlage“ steht. Freunde von Brunnen- oder perfektionierten Freizeitanlagen müssen an ihren Vorstellungen Abstriche vornehmen. Aber schadet das, zumal wenn man bedenkt, daß über die Verwendung des schmaler gewordenen Budgets nun wieder intensiver nachgedacht wird, weil die Schaffung von Arbeitsplätzen, von Wohnraum Priorität Nr. 1 behalten wird?

Zur Resignation oder Weltuntergangsstimmung ist wahrlich kein Anlaß, auch wenn das Haushaltsvolumen in den nächsten Jahren weiter schrumpfen sollte. Man wird nur umdenken, neue Prioritäten setzen müssen, wie auch Hernes „Erster Bürger“ Manfred Urbanski und Stadtkämmerer Heinrich-Peter Dreseck in einem Gespräch über die Herner Finanzen meinten.

Interview H.-P. Drenseck

? In den Jahren 1976–81 kletterte der Herner Vermögensetat auf den astronomischen Wert von 160 Millionen, da in dieser Zeit neben konsumtiven Investitionen Großprojekte wie Stadtbahn-, Straßenbau, der Bau von Schulen sowie große Vorbereitungen für die Industrieansiedlung (Beispiel Friedrich-der-Große) in Angriff genommen wurden. Nach dem Entwurf für 1982 sinkt der Vermögenshaushalt erstmals wieder unter die 100-Millionen-Marke. Ist damit ein Punkt erreicht, an dem Sie, Herr Drenseck, ähnlich wie der Schatzmeister Friedrichs-des-Großen, Buchholtz, künftig zu Mittelanforderungen sagen müssen: Drenseck hat kein Geld dafür?

! Die Frage ist wohl weniger, Herne hat kein Geld oder Herne hat Geld, sondern wir haben Geld aber nicht genug, um uns alles erlauben zu können! Unsere Mittel reichen jedoch für das, was unabweisbar ist, für das, was wir unter dem Aspekt der rentierlichen Zukunftsinvestition (z. B. Gewerbegebiet Friedrich-der-Große, Flottmann-Umsiedlung, Wohnungsbau auf dem Klöckner-Ferromatik-Gelände) in Angriff genommen haben.

? Gewährleisten die 1982 und mittelfristig zur Verfügung stehenden Mittel denn noch einen politischen Handlungsspielraum?

! Aber natürlich. Wenn man sich im klaren ist, daß politische Entscheidungen Wertentscheidungen sind, dann haben wir jetzt noch genauso viele wichtige Beschlüsse zu treffen wie früher.

? Man wirft heute auch den Herner Kommunalpolitikern vor, zu spät Schlüsse aus den veränderten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen gezogen zu haben. Man sagt, es sei zu lange nach dem Motto verfahren worden: „Sorget nicht für den anderen Morgen, denn der folgende Tag wird für das Seine sorgen“. Die Frage an Sie: Hätte man den Vermögensetat schon früher auf die nötigsten Investitionen beschränken müssen, um sich ein Polster für schlechte Zeiten schaffen zu können?

! Der Vermögensetat enthält ja sehr unterschiedliche Ausgaben. Es ist von der Zukunftsbelastung her ein großer Unterschied, ob ich nun 60 Millionen ausbebe für ein Entwicklungsprojekt wie Friedrich-der-Große, oder ob ich für diese Summe drei Hallenbäder baue. Einmal von der Bund-Land-Zuweisungsquote her, zum anderen unter dem Aspekt der Folgelasten. Bei Investitionen in die Wirtschafts- und Wohninfrastruktur

kann man von weitgehend rentierlichen Investitionen, beim Engagement auf dem Dienstleistungssektor muß man hingegen von erheblichen Folgekosten ausgehen. Unter diesem Aspekt ist das steile Wachstum des Vermögenshaushalts vielleicht zu sehen. Nach den Aufstokkungen in den Vorjahren hatten wir von 1980 auf 81 eine Erhöhung um 32 Millionen. Diese haben wir allerdings durch den Nachtragsetat 81 zurücknehmen müssen. Jetzt wird also auch vom Volumen her ein Rückgang deutlich, aber schon für ganz andere Maßnahmen. Unser Vermögenshaushalt ist in den letzten Jahren nämlich nicht mehr geprägt worden – wenn man von der Gesamtschule absieht – von Investitionen für neue Einrichtungen mit hohen Folgelasten, sondern von Investitionen in die Entwicklung der Wirtschafts- und Wohninfrastruktur.

? Wenn bereits seit Jahren verantwortungsbewußt, d. h. sparsam gewirtschaftet worden ist, worauf führen Sie dann die jetzigen finanziellen Einbrüche zurück?

! Wir leben ja nicht auf einer Insel, sondern sind gesamtwirtschaftlichen Entwicklungen unterworfen. Das Steueraufkommen war rückläufig, die Einnahmen sanken also, während die gesetzlichen Ausgaben, denen wir uns nicht entziehen können (siehe Sozial- oder Jugendhilfe), weiter stiegen. Besondere Einbrüche verursachte der Fortfall der Lohnsummensteuer (Prognosewert 1980: 25,2 Millionen), für deren Ausgleich wir 10,2 Millionen letztmalig 1982 vom Land erhalten. Diese Steuer hatte für Herne eine überdurchschnittliche Bedeutung. Einmal war sie genauso hoch wie die Gewerbesteuer nach Abzug des Bund-Land-Anteils, zum anderen wurde sie bei der Schlüsselzuweisungsunterbrechung nicht angerechnet. Der zweite Einbruch resultiert aus dem allgemeinen Rückgang der Wirtschaftstätigkeit und der Trendwende im Wachstum der Einnahmen. Der dritte Einschnitt kommt ab 1982 durch das Gemeindefinanzierungsgesetz. Eine Senkung des Steuerverbandsatzes um 2 auf 26,5 % bringt uns Mindereinnahmen von über 6 Millionen.

? Sie haben mit dem Haushalt 82, wie der Entwurf des Verwaltungs- und des Vermögensetats zeigt, dieser Entwicklung weitgehend Rechnung getragen. Wo wurde speziell gespart?

! Um beim Vermögenshaushalt zu beginnen. Bei der Ausstattung mit Infrastruktureinrichtungen haben wir einen sehr hohen Standard erreicht, einen höheren, als er jemals in der Vergangenheit vorhanden war. Es ist also eine logische Folgerung,

daß wir die Qualität unserer Finanzwirtschaft nicht daran messen dürfen, um wieviel die Investitionsquote wieder gesteigert werden konnte, sondern wir haben schon eine erhebliche Leistung vollbracht, wenn wir den Standard unserer Dienste und Einrichtungen halten. Bei vielen Projekten, um jetzt auf die Verringerung von 81 auf 82 zu kommen, sind Streckungen in der Durchführungszeit vorgenommen worden. Im Verwaltungsbereich werden durch personalwirtschaftliche Maßnahmen (für 1982 werden 101,5 Stellen gespart), durch Kürzungen bei den Sachkosten und Zuschüssen sowie durch Aufgabenkritik eine Ausgabenauslieferung verhindert.

? Ziehen die Politiker mit, unterstützen Ihre Bemühungen?

! Ja. Es hat mir Hoffnung gemacht, daß in den letzten Wochen in Ausschüssen und Bezirksparlamenten nicht über zusätzliche Ausgaben, sondern darüber diskutiert wurde, wo man einsparen kann. Durch diese Bemühungen sind 5 Millionen zusammengekommen, ein guter Beitrag, wie ich meine.

? Anfang 81 ging man noch davon aus, daß bis 1985 eine Lücke von 140 Millionen im mittelfristigen Finanzprogramm klaffen werde. Wie wollen Sie dieses Loch stopfen?

! Wir hatten nach der Voraussicht von Mitte 81 für 1982 eine Deckungslücke von über 30 Millionen. Die haben wir abtragen können, so daß sich die Ausgangssituation auch für die folgenden Jahre bessert. Und ich gehe davon aus, daß wir unsere Personalwirtschaft so (sparsam) weiter betreiben. Dann addieren sich ja die Einsparungen des Vorjahres zu den zusätzlich getätigten. Mit dieser Politik werden wir, so hoffe ich, in eine Konsolidierungszone kommen.

? Was verstehen dabei Sie unter Konsolidierung?

! Ich denke an den Punkt, an dem laufende Ausgaben und laufende Einnahmen wieder übereinstimmen. Auf dieser Basis können wir dann vorhandene Einrichtungen reduzieren, wie wir auch neue schaffen, d. h. wir optimieren unser Dienstleistungsangebot, ohne es tendenziell zu reduzieren.

? Wie sehen Sie die Zukunft?

! Wir werden den Gürtel etwas enger schnallen müssen. Haben wir eine etwas gesündere Figur gefunden, brauchen wir nicht weiter abzunehmen. Auf den Etat gemünzt wird das der Punkt sein, an dem die Finanzen vollkommen gesund sind und das System Stadt Herne so kräftig ist, daß es den Wünschen der Bürger voll entsprechen kann...

Interview Manfred Urbanski

? Ruhig, gelassen blickt Manfred Urbanski in die Zukunft. Bekam dieser Optimismus nicht einen Knick, Herr Oberbürgermeister, als sie den gegenüber 1981 um 60 Millionen Mark geringeren Entwurf des Vermögenshaushalts 82 durchblättern?

! Natürlich hatte ich mir diesen Teil des Haushaltsplans ein bißchen anders vorgestellt. Doch mutlos haben mich die „blauen Blätter“ nicht gemacht. Die kommunalpolitischen Vorstellungen, die 1974/75 von der SPD entwickelt wurden, sind nämlich weitgehend verwirklicht. Und auch die Maßnahmen aus unserem Kommunalwahl- und Kommunalprogramm für die Zeit bis 1985 haben nach wie vor Gültigkeit.

? Aber die Termine haben sich verschoben?

! Aufgrund der geänderten finanziellen Rahmenbedingungen müssen wir einige Maßnahmen zeitlich etwas strecken. Das hat es immer mal gegeben. Bevor man sich in irgendwelche Abenteuer einläßt, wird man da also zurückmüssen. Aber ich unterschreibe: Was wir angefangen haben, wird durchgezogen, es darf und wird – wie festgelegt – keine Bau ruinen geben. Und was wir neu anfangen, steht in jedem Fall unter dem Aspekt: Was kostet uns das jedes Jahr an Folgekosten?

? Läßt es die Kassenlage auch noch zu, den Herner Bürgern den erreichten, unbestritten hohen Dienstleistungs-Standard zu erhalten?

! Sie kennen die Vorlagen zu kostensparenden Maßnahmen, z. B. zu den Büchereinebenenstellen und zur Frage der Therapieeinrichtungen. Ich hoffe, und für dieses und nächstes Jahr wird uns das gelingen, daß wir nur Maßnahmen beschließen, die dem Bürger schlimmstenfalls etwas längere Wege zumuten, die aber keine Änderungen am Standard verursachen. Ich hoffe gleichsam, daß wir das auch über 1982 hinaus halten werden. Denn das wäre schlecht, wenn wir an Einrichtungen für die Bürger substantielle Abstriche vornehmen müßten. Das ginge auch an die Substanz der Kommunalpolitik. Ich wiederhole: Unser Bestreben geht dahin, das Vorhandene zu halten, allerdings unter Belastung des Bürgers durch gelegentlich längere Wege. Was ich mir darüber hinaus erhoffe, ist, daß wir im Haushalt immer noch ein wenig Spielraum, auch wenn er sehr eng ist, haben, um im Bereich der Zuschüsse an Vereine und Verbände tätig werden zu können. Wenn uns das nämlich genommen würde, dann brauchen wir, mit

Verlaub gesagt, nur noch einen Finanzkommissar. Dann könnten wir den Rat der Stadt in Urlaub schicken.

? Man hat sich in den letzten Jahren an eine ständige Verbesserung des Standards gewöhnt. Wäre es möglich, daß man dem Bürger da noch etwas mehr bieten könnte, wenn er sich wieder aktiver beteiligte?

! Ich halte sehr, sehr viel von der Mitarbeit der Bürger in Vereinen, Verbänden und Organisationen, ohne daß ich mich mit jeder Tätigkeit hundertprozentig identifiziere. Was hier in den letzten Jahren an bürgerschaftlichem Leben entwickelt wurde, ist enorm. Und deshalb haben wir versucht, dieses Engagement im Rahmen unserer Möglichkeiten zu unterstützen. Die Frage, wie es möglich sein wird, die Mitwirkung des einzelnen Bürgers etwas weiter zu bringen, so daß er nicht gleich nach Leistungen ruft, sondern mit uns überlegt, wie etwas gemeinsam zu realisieren ist, wird Kernthema einer Diskussion sein, die uns noch bevorsteht. Dies ist zwar eine neue Aufgabe, aber diese Debatte wird für uns relativ leicht zu führen sein.

? Sehen Sie auch eine neue Aufgabe darin, auf Versprechungen zu verzichten und den Bürgern klar zu machen, was mittelfristig möglich ist?

! Das ist ein weites Feld. Beispielfähig möchte ich folgendes erwähnen. Natürlich ist der „Goldene Plan“ des Sports eine ideale Geschichte, ohne sie auf die angesprochene Gruppe zu münzen. Aber es kann ja nicht so sein, daß überall da, wo Idealvorstellungen des „Goldenen Plans“ noch nicht erreicht sind, nur ständig daran genörgelt wird, daß man den Idealzustand noch nicht hat. Zukünftig wird man hier, wie z. B. auch im Kleingartenwesen, sagen müssen: wir behalten das Nonplusultra im Auge, aber im Moment können wir uns nur ein paar Zentimeter vorbewegen. Ich habe mir schon vor Monaten angewöhnt, nicht zu jedem „Ja“ und „Amen“ zu sagen.

? Die letzten Haushaltsjahre haben immer einen Millionenüberschuß ergeben. Wie würden Sie diesen Geldsegen, wenn er auch 1982 eintreffe, verwenden?

! Für mich stehen ganz oben auf der Liste Wirtschaftsförderung, Arbeitsplatzbeschaffung, Schaffung von Ausbildungsplätzen. Unsere Bestrebungen müssen es eindeutig sein, das Friedrich-der-Große-Gelände für die Gewerbeansiedlung schnell aufzubereiten, Flottmann umzusiedeln und gegebenenfalls weitere Areale für Betriebe zu erschließen. Gelingt es uns, von der viel zu hohen Zahl der Arbeitslosen wegzukommen, ist das Wichtigste geschafft. Dann kommen

einige Dinge natürlich sofort hinterher, z. B. der Wohnungsbau sowie die Verbesserung des Wohnumfelds.

? Glauben Sie, daß die Ratsmehrheit ähnliche Prioritäten setzt?

! In den Ratsausschüssen sind die Etatberatungen für 1982 mit einer bemerkenswerten Disziplin abgelaufen. Man hat den Ernst der Situation durchaus erkannt, was sich daran zeigt, daß sonst oft übliche Wunschvorstellungen nicht weiter vertreten wurden.

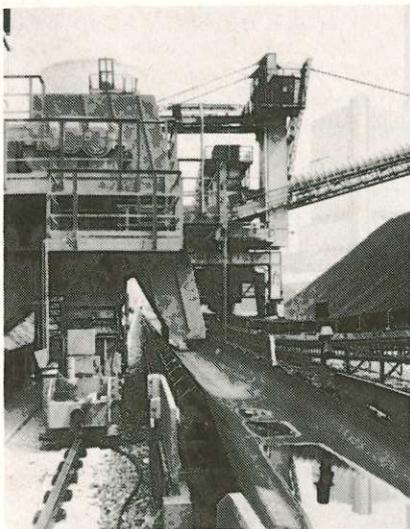
? Mit Resignation hat das nichts zu tun?

! Nein. Wir können dem Bürger offen entgegentreten. Einmal können wir sagen, Leute, was wir jetzt machen, ist auf 1982 bezogen, auch wenn sich 1983/84 keine „Goldenen Tore“ öffnen werden. Zudem ist Resignation nicht angebracht. Wir treten zwar kürzer, aber es geht nicht (noch nicht) an die Substanz.

? Noch nicht. Aber vielleicht in den nächsten Jahren, wenn Bund und Land weitere Einsparungen treffen, die zu Lasten der Gemeinden gehen?

! Auch hier müssen wir in eine Diskussion eintreten, d. h. wir müssen einigen Politikern auf Bundes- und Landesebene klarmachen, daß ihre Ansicht, nur die Kommunen hätten noch Geld, falsch ist. 1982 gibt's letztmalig den Ausgleichsbetrag (10,3 Millionen) für die gestrichene Lohnsummensteuer. Bei der Einkommensteuer werden wir in entschieden höherem Maße zur Kasse gebeten. Das müssen wir erst einmal verkraften. Sollte man dann in Bonn oder Düsseldorf der Meinung sein, uns noch weitere Lasten aufbürden zu können, dann wären wir in der Tat so weit, daß wir nur noch einen Finanzkommissar benötigten. Ich hoffe allerdings, daß die Politiker auf allen drei Ebenen vernünftig sind, und es nicht dazu kommen lassen . . .

Hans Wienhold

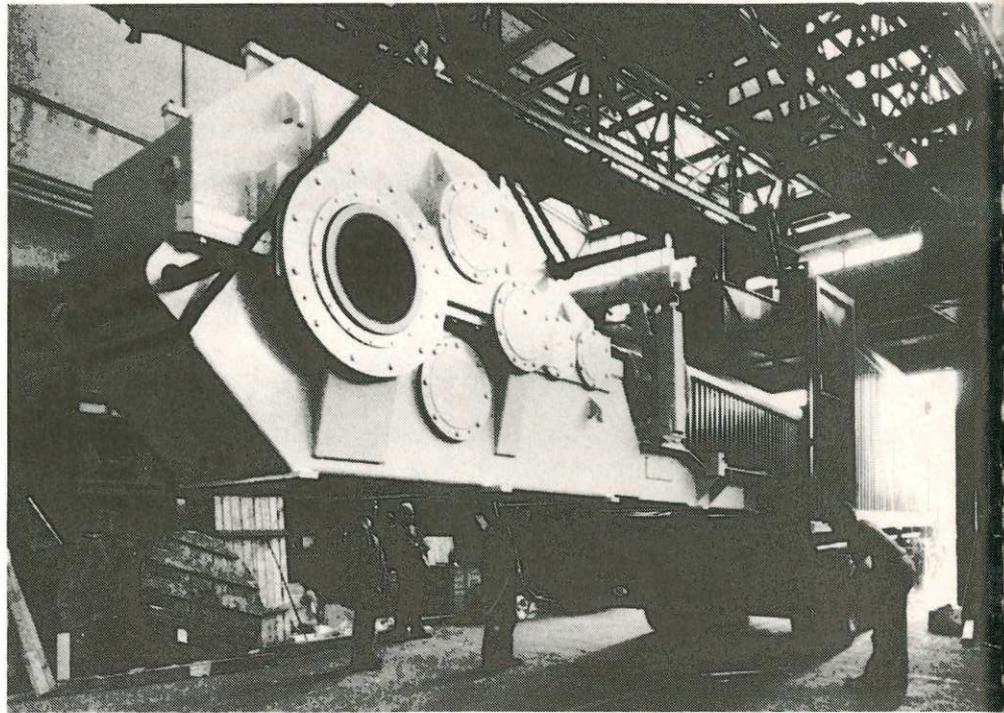


**Kraftwerk „Heil“
Bergkamen**

Der deutsche Getriebebau nimmt technologisch weltweit eine Spitzenstellung ein. Er produziert Maschinenbau-Produkte, die ein vergleichsweise hohes konstruktives und fertigungstechnisches Know-how erfordern. Damit sind gute Voraussetzungen gegeben, um Getriebe auch langfristig in der Bundesrepublik zu fertigen und auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig anzubieten.

Die TGW Thyssen Getriebe- und Kupplungswerke GmbH, das jüngste Kind der Thyssen-Familie, entstand durch Eintragung im Handelsregister unter dem Datum des 1. Februar 1981. Sie wurde gebildet durch den Zusammenschluß des Geschäftsbereiches Antriebstechnik, der Thyssen-Henschel zugeordnet war, mit der Westdeutsche Getriebewerke GmbH, die vormals eine Tochter von KHD war. Sitz der Geschäftsführung und der Verwaltung ist das Werk Herne. Das Unternehmen verfügt über drei Werke, nämlich in Herne, Mülheim (Ruhr) und Kassel, mit insgesamt 980 Mitarbeitern.

Getriebe für die Welt



DURUBLOC®-Getriebe

Vom Umsatz her gehört TGW zur Spitzengruppe in der Fachgemeinschaft Antriebstechnik. Die heutigen Anforderungen hinsichtlich Entwicklung, Fertigung und Vertrieb der Produkte eröffnen nur größeren Firmen bessere Aussichten des Wachstums und die Wahrnehmung weltweiter Marktchancen. Durch den Zusammenschluß wird das Unternehmen diesen Forderungen begegnen können.

Neue Fertigungstechnologien

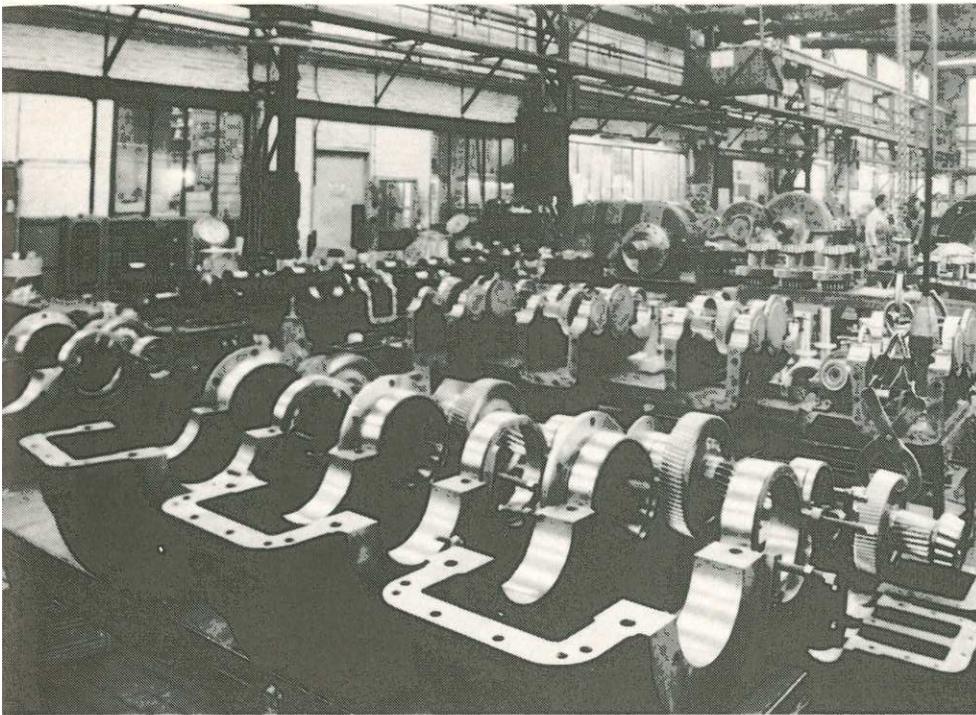
Im Maschinenbau wird zwischen der schnellaufenden Antriebsmaschine, dem Motor und der langsam drehenden Arbeitsmaschine eine Brücke gebraucht, die nahezu ohne Verlust die Leistung vom Motor zur Maschine überträgt und im Bedarfsfall Umschaltvorgänge ausführt. Getriebe und Kupplungen; Brücken also, sind Komponenten von Anlagen oder Maschinen, die nach außen kaum in Erscheinung treten, aber doch unverzichtbare und mittlerweile hochentwickelte Teile jeder Maschine sind. Das Getriebe zählt deshalb zu den sogenannten intelligenten oder hochwertigen Produkten, die sich für eine Produktion in einem Land hoher Löhne und guter Fachleute eignen. Wie ist es dazu gekommen?

In der Antriebstechnik haben sich vor etwa zehn Jahren neue Fertigungstechnologien und Konstruktionsprinzipien durchgesetzt, die den herkömmlichen Getriebebau stark verändert haben. Möglich geworden ist dies durch die Entwicklung von Stählen, die hochlegiert und in nicht gehärtetem Zustand leicht zu verarbeiten sind, die nach einem Prozeß der Gasaufkohlung und der anschließenden Härtung eine große Härte an der Oberfläche mit gleichmäßigem Übergang zu einem zähen Kern hin aufweisen und die nach Abschluß aller wärmetechnischen sowie mechanischen Bearbeitungsverfahren in ihrer Fähigkeit, Drehmomente zu übertragen, bei gleichem Gewicht das Dreifache dessen erreichen, was die im Getriebebau zuvor verwendeten Stähle zu leisten imstande waren.

In der Bundesrepublik sind nur die namhaften Edelstahl-Produzenten in der Lage, diese Stahlqualitäten zu erschmelzen. Im Ausland ist diese besondere Qualität praktisch nicht erhältlich. Zur Verarbeitung solcher Stähle braucht eine moderne Getriebe-fabrik wie die Herner TGW unter anderem

- automatisch gesteuerte Gasaufkohlungsanlagen,
- qualitativ einwandfreie Maschinen für das Zahnradfräsen und vor allem für das Präzisionsschleifen der Zahnflanken,
- exakt arbeitende Bohrwerke zur Einhaltung enger Toleranzen bei den Getriebegehäusen,
- eine gut organisierte, sichere Qualitätskontrolle.

Das moderne Hochleistungsgetriebe machte es möglich, in höhere Lei-



Schleplift-Antrieb

Montage-Halle

stungsklassen vorzustößen und brachte gleichzeitig eine völlig neue Dimension der Qualität in die industrielle Antriebstechnik.

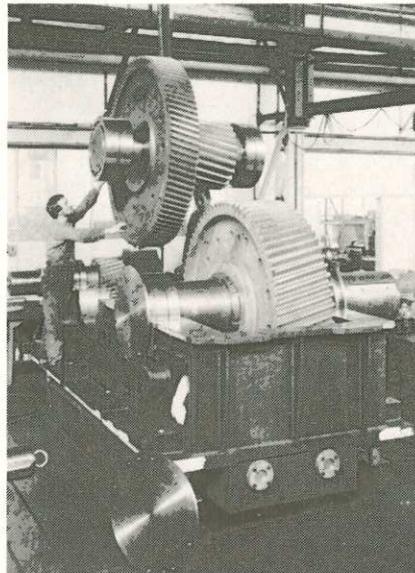
Der moderne Getriebebau bedarf nicht nur der geschilderten besonderen Stähle und der teuren Präzisionsmaschinen, sondern benötigt auch das Können und Wissen der Konstrukteure und Facharbeiter, wie wir sie hier im Ruhrgebiet und in Herne gottseidank, wenn auch knapp, aber immer noch haben. Seit 1915 werden in Herne Getriebe, die weltweit in den verschiedensten Industriezweigen im Einsatz sind, hergestellt.

Schwerpunkte des Programms

Die TGW operieren auf drei unterschiedlichen und in ihrer konjunkturellen Entwicklung voneinander unabhängigen Märkten, nämlich in den Bereichen

- der stationären Antriebstechnik für alle industriellen Einsatzfälle an Maschinen und Anlagen,
 - der schienengebundenen Verkehrstechnik von Stadtbahnwagen, S-Bahnen, U-Bahnen und Lokomotiven,
 - der Antriebe für Kettenfahrzeuge.
- Aus dem breiten Programm einige wenige Vorstellungen, die zeigen sollen, mit welchen neuen Ereignissen die TGW auf zukunftssträchtigen Märkten auftreten.

Auf dem Gebiet der Großgetriebe, für Leistungen bis 5.000.000 Nm, ist das



Getriebe-Montage

patentiertere leistungsverzweigte DURUBLOC®-Getriebe zu nennen.

Eingesetzt wird das Getriebe z. B. als Hauptantrieb am Sinterband, als Zentralantrieb für Zementmühlen, als Antrieb für Baggerschiffe für den Unterwasser-Bergbau usw., d. h. für alle Einsatzfälle, in denen bei niedrigen Antriebsdrehzahlen ein sehr hohes Moment übertragen werden muß.

Im Bereich der Planetengetriebe zählt die TGW zu den führenden Herstellern überhaupt. Sie ist nunmehr auch in der Lage, auf dem zukunfts-trächtigen Markt der Tagebaugeräte die Schaufelradbagger, Absetzer und sonstigen Maschinen, komplett vom großen Schaufelradgetriebe bis hin zum Fahrwerksantrieb, auszurüsten.

Weiterhin beschäftigen sich die TGW aber auch mit völlig neuen Märkten, so z. B. mit Planetengetrieben für Windkraftwerke. Nach dem Bau und dem erfolgreichen Test zweier in Schweden und in den USA verwendeten Prototypen liegt jetzt ein erster Großauftrag zur Lieferung der Getriebe für die erste große Windkraftanlage der Welt auf Hawaii vor.

Hier werden 20 Türme 80 Megawatt Strom erzeugen. Die Zukunft wird zeigen, ob Windkraftanlagen in größerem Umfang als ergänzende Energiequellen errichtet werden; für die TGW war jedoch wichtig, ein Planetengetriebe zu entwickeln, das auch für andere Anwendungsfälle gebraucht werden kann.

Erst kürzlich wurden in Bergkamen (Fernsehen und Presse berichteten darüber) die Kohlenaufbereitungsanlage „Neu Monopol“ und das Kraftwerk „Heil“ in Betrieb genommen. Sämtliche Bandanlagen und Tagebaugeräte wurden mit Produkten aus dem Herner Baukastenge triebe-Programm ausgerüstet.

Ausgereifte Produkte und Techniken, dazu ein Vertriebsnetz, bezogen auf die wichtigsten Industriestaaten in der Welt, sind die notwendigen Voraussetzungen für eine zukunftsorientierte Marktstrategie. Die TGW operieren auf verschiedenen Märkten, die ein Potential weiteren Wachstums in sich tragen. Man kann davon ausgehen, daß die TGW an diesem Wachstum in herausragender Weise teilhaben wird.

Schreiben über's Schreiben? Sachlich schreiben über diese gefühlvolle Arbeit? Über die Schreibwerkstätten, über die Menschen, die im Verlauf ihrer Schreibarbeit mehr einander geworden sind als sachlich miteinander verkehrende Gruppenmitglieder? Kann ich das als jemand, der „mittendrin“ steht, und plötzlich auf Distanz gehen soll? Ich will es erst gar nicht versuchen.

Wie begann es mit der Schreibwerkstatt, damals, im Januar 1979? Anneliese Skiba, seit Anbeginn dabei und mit 56 Jahren nicht nur eines der ältesten Mitglieder in der Schreibwerkstatt, sondern auch eines der vitalsten, lief mit ihrer Idee einer Autorenwerkstatt bei der Herner Volkshochschule offene Türen ein. Einen Dozenten hatte man auch bald gefunden, und so nahm die Idee konkrete Gestalt an.

Da saßen wir nun am ersten Kursabend. Acht ganz und gar unterschiedliche Menschen: Eine Schülerin, ein Student, zwei Hausfrauen, zwei Angestellte, ein Schichtarbeiter – der jedoch nur alle vierzehn Tage – und der Dozent, ein angehender Deutschlehrer. Acht unterschiedliche Menschen, die nur eines gemeinsam haben: Sie schreiben. Sie schreiben Gedichte oder Prosatexte, unterschiedlich in Form und Inhalt wie sie selbst. Sie schreiben humorvoll oder sachlich, ironisch oder betroffen über das, was sie bewegt, über ihre Sorgen und Hoffnungen, Wünsche und Ängste.

Wir saßen also da, in der Tasche unsere doch überwiegend persönlichen Texte, und jedem einzelnen von uns gegenüber „die Anderen“, die wir nicht kannten und von denen wir nicht wissen konnten, wie sie wohl auf die vorgetragenen Texte reagieren würden. „Wird mein Text verstanden, angenommen, wird er gelobt oder verissen?“ Texte, die man sich oft mühsam bringt, wie es ein Text von Sabine Dorlöcher – dennoch humorvoll – beschreibt:

**Schreiben Müssen
ist ganz schön Lästig
kurz vor dem Einschlafen
einen Gedankenblitz haben
Und die wohlige Wärme
verlassen zu müssen.**

Endlich meldete sich mutig ein Freiwilliger und ließ sich auf den „Spießbrutenlauf“ ein, den dann alle Autoren durchliefen – und überlebten.



Anneliese Skiba, die Seniorin im sonst eher jugendlichen Kreis der Werkstatt-Poeten.

Damit begann eine bis auf den heutigen Tag spannende Werkstattarbeit, die nie statisch geworden ist. Jedes Semester öffne ich neugierig gespannt die Werkstatttür, frage mich, in welche Richtung wir uns wohl weiter entwickeln. Mit jedem neuen Autor verändert sich die Schreibwerkstatt, bleiben die „Älteren“ davor verschont, sich um die eigene Achse zu drehen. Jeder Autor, der uns verläßt, macht uns ärmer. Daß schreibende Menschen – empfindlich und wohl auch unter Konkurrenzdruck stehend – schwer in Gruppen zu integrieren sind, damit aber auch der Vereinsamung am Schreibtisch erliegen können, zeigt ebenfalls die Entwicklung der Herner Schreibwerkstatt.

Einfach gesagt: Wir mußten uns zusammenraufen. Wir mußten Formen finden, um miteinander umzugehen, miteinander zu arbeiten. Dies lief nicht ohne Schmerzen ab. Einzelne Mitglieder verließen die Schreibwerkstatt, auch der Dozent wechselte. Seit nunmehr einem Jahr hat sich dieser Literatenkreis stabilisiert. Es ist eine tragfähige Gruppe entstanden, deren Stärke in der Integration neuer Mitglieder und im toleranten Gespräch der 16-60jährigen Autoren liegt.

Die schon angesprochene Sensibilität der Gruppe ist für mich Stärke und Schwäche zugleich. Sie bringt immer wieder eine faszinierende

Kreativität hervor, macht die Gruppe andererseits zerbrechlich, bringt sie in die Nähe einer Therapiegruppe. Hier stoßen wir an unsere Grenzen als Gruppe. Um so mehr freue ich mich über die in der Schreibwerkstatt entstandenen, mittlerweile jedoch über sie hinausgehenden Freundschaften, die in diesen „Grenzfällen“ helfend eingreifen.

Mittelpunkt der montäglichen Werkstattarbeit ist das Vorlesen und Besprechen eigener Texte. Hier wird am Text gearbeitet, werden Formulierungen und Bilder auf ihre Ausdruckskraft hin untersucht, wird über Stilmittel gesprochen, und auch die leidvolle Grammatik wird berücksichtigt. Für die Herner Bürger sichtbar mündet diese Arbeit in den Veröffentlichungen der Schreibwerkstatt. Von den bisher erschienen vier Heften ist das letzte zweifellos das wichtigste für uns Schreibwerkstättenler. Hatte die Stadt Herne die ersten drei Hefte kostenlos gedruckt, so kam zur Jahreswende 1980/81 das radikale Aus: Sparbeschlüsse. Viele Gespräche wurden geführt, doch die kompromißlose Haltung blieb und bei uns bittere Enttäuschung.

Was sollten wir jetzt tun, da ein wichtiger Teil unserer Arbeit fehlte. „Geheime, dem Publikum unzugängliche Schriften sind uns ein Greuel; Publizität ist unser Lebenselixier.“ Bernd Engelmanns Satz deutet an, um was es uns ging und geht. Die bisher herausgegebenen Textsammlungen hatten uns eine bescheidene Öffentlichkeit verschafft. Es entstand ein Gespräch mit dem Leser, Kritik wurde gehört und in die Arbeiten aufgenommen, wir konnten unsere Texte „testen“ und wurden für die Weiterarbeit stark motiviert. Aus – Vorbei – Sparbeschlüsse.

Eine Zeitlang saßen wir da wie das Kaninchen vor der Schlange – starr und unbeweglich. Doch dann wagten wir den Sprung ins kalte Wasser. Im Juli 1981 erschien, aus eigener Tasche vorfinanziert, das vierte Heft unter dem Motto: der Wind weht wo er will . . . In Form und Inhalt unterscheidet es sich deutlich von seinen Vorläufern. Erstmals auch wurde mit den Herner Buchhändlern zusammengearbeitet, die die Broschüre zum Selbstkostenpreis von DM 3,- vertrieben (Um ehrlich zu sein: Es gab einen, der wollte auch noch daran verdienen).

Eine Zwischenbilanz zeigt, daß der Schritt ins ungewisse Naß belohnt wurde. Wir sind abgehärtet und fühlen uns pudelwohl. In drei Monaten haben wir über 400 Exemplare verkauft bei einer Gesamtauflage von 525 Stück. Die Reaktionen waren entsprechend lebhaft, nicht

nebenbeidichter



Das Ambiente ist volkshochschulgemäß nüchtern - Backstein und Stahlrohrmobiliar. Unser Bild zeigt von links nach rechts die Werkstattmitglieder Sabine Dorlöchter, Beate Schegel, Heike Ludwig, Anneliese Skiba, den Werkstatt-Gast und Gitarristen Peter Detzner und Klaus Wilbrand.

nur in Herne. Etliche Werkstatthefte haben die Stadtgrenzen verlassen; man liest uns in Soest, am Bodensee und in Berlin (einem interessierten Leser gefiel das Heft offenbar so gut, daß er gleich zehn Exemplare erwarb, um sie als kleine Aufmerksamkeit im Freundeskreis zu verschenken). Man liest unsere Texte auch in Japan, genauer gesagt in Tokio. Aber das verdanken wir wieder Anneliese Skiba, deren Tochter in dem asiatischen Inselland studiert, und die ihre deutschsprachigen Gastgeber fleißig mit Lektüre versorgt.

Blieben noch als weitere Stationen in 1981 zu erwähnen die Lesung in der Stadtbücherei Herne mit rund einhundert Zuhörern – neben anderen, kleinen Veranstaltungen – und eine Produktion mit dem WDR in Köln.

Schreibwerkstatt – und das möchte ich zum Schluß sagen – heißt nicht, sich schreibend aus dieser Welt zu entfernen, ganz im Gegenteil. Schreibwerkstatt – das heißt, schreibend diese Welt zu erfassen, und schreibend ein Stück mitzugestalten. Schreibwerkstatt – das ist auch eine Gruppe, die Mut macht und machen will, vor allem zum Schreiben.

Vielleicht hat auch dieser Bericht ein wenig Mut gemacht, den Bleistift in die Hand zu nehmen, oder sogar an die Werkstatttür zu klopfen. Ich wünsche es uns. Vielleicht sehen wir uns ja schon am nächsten Montag.

Rolf Stegemann

Ironie

Es war einmal ein Mann,
der ein gutes Stück
seines Lebens vergessen
wollte.
Es würde ihm aber nur
unter einer Bedingung
gewährt: Er dürfte
es nie zurück verlangen.

Als es dann einmal soweit
war und er so an seinem
Leben hing, bat er um
seine abgeschriebene
Zeit, die er nun doch
durchleben wollte.
Er wurde abermals erhört
und lebte, bis ihn der
Satan holte.

Pampel

irgendwo

stehen bleiben
unbemerkt einen moment
dich mit kleinen hautworten berühren
ungern weitergehen
bis gleich
irgendwo

michael müller

Lippenblütler

nachts
wenn deine Haut
sich warm und dicht
an meine legt
so daß ich deine Träume
atmen kann.

sitzt meine Liebe
mir auf meinen Lippen
und Blumen küsse ich
dir auf die Haut
daß sie in deine Träume
wachsen

und sorgsam
achte ich darauf
daß keine Schatten
dir den Traum
verdunkeln

Brigitte Werner

Ein warmer würziger Wind
von Spätsommersonne
durchflutet den Körper
und läßt die Seele
Knospen treiben.

Anne Krüger

frauenlos

putzen, waschen, kaffee kochen
die lieben aus den betten pochen

waschen, kochen, putzen
für die hausaufgaben
noch den geist benutzen

putzen, kochen, waschen
abends noch den mann vernaschen
und so nebenbei zum siegen
für den staat die kinder kriegen

lydia stein

Meine Heimatstadt

Einst warst Du ein Dorf, Bauernland.
Wälder, Wiesen und Felder prägten Dein Gesicht
Klein, unbedeutend, unbekannt warst Du.

Dann fand man Kohle in Deiner Erde.
Zerstört hat man Dein Aussehen, verändert.
Fördertürme, Kohlehalde, Schloten kamen.

Eine Stadt hat man aus Dir „verformt“.
Viele Menschen kamen, nach Arbeit suchend.
Triste Siedlungen wurden für sie erstellt.

Kriege hast Du recht gut überlebt.
Die „Goldne Stadt“ wurdest Du genannt.
Geblieden jedoch ist nicht viel davon.

Modern, immer moderner bist Du geworden.
Altes verschwand, Neues mußte entstehen.
Jedoch nicht stets zu Deinem Wohle.

Doch hier bin ich geboren, aufgewachsen.
Freud' und Leid hab' ich hier erfahren.
Meine Heimatstadt bist Du, ich mag Dich so!

Alt bist Du, verjüngt teils auf häßlich-schön.
In vielem unzulänglich, Industriegeprägt.
Jedoch herrliche Idylle find' ich auch in Dir.

Eine künstliche Mischung bist Du geworden.
Fabriken, Werkstätten, Dämpfe, Rauch und Qualm.
Dazwischen versteckt, Fachwerk, Wiesen, Kornfelder.

Herne, Industriestadt inmitten des Ruhr-Raviers.
Menschen so vieler Länder Heimat schenkend.
Haranni ist verschwunden, Herne entstanden.

Erich Bregenroth Jr.

In Herne wohnen 11.000 Türken. Die Mehrzahl der türkischen Frauen sind Hausfrauen, während der überwiegende Teil der Männer Arbeit im Bergbau (überwiegend außerhalb der Stadt Herne) gefunden hat. Ein nicht geringer Teil der Männer ist im Baubereich tätig. Der überwiegende Teil der Männer ist zunächst allein nach Deutschland gekommen, und sie waren zunächst in Heimen untergebracht. Nachdem sich ihre finanzielle Lage etwas gebessert hat, haben sie ihre in der Türkei lebenden Frauen und Kinder nach Deutschland geholt. Die überwiegende Zahl der Türken kommt aus ländlichen Gegenden der Türkei, und sie hatten zunächst Schwierigkeiten, sich mit dem Stadtleben zurechtzufinden. Hinzu kamen Schwierigkeiten mit der Verständigung, so daß sie zum größten Teil nur Kontakt zu ihren türkischen Landsleuten hatten.

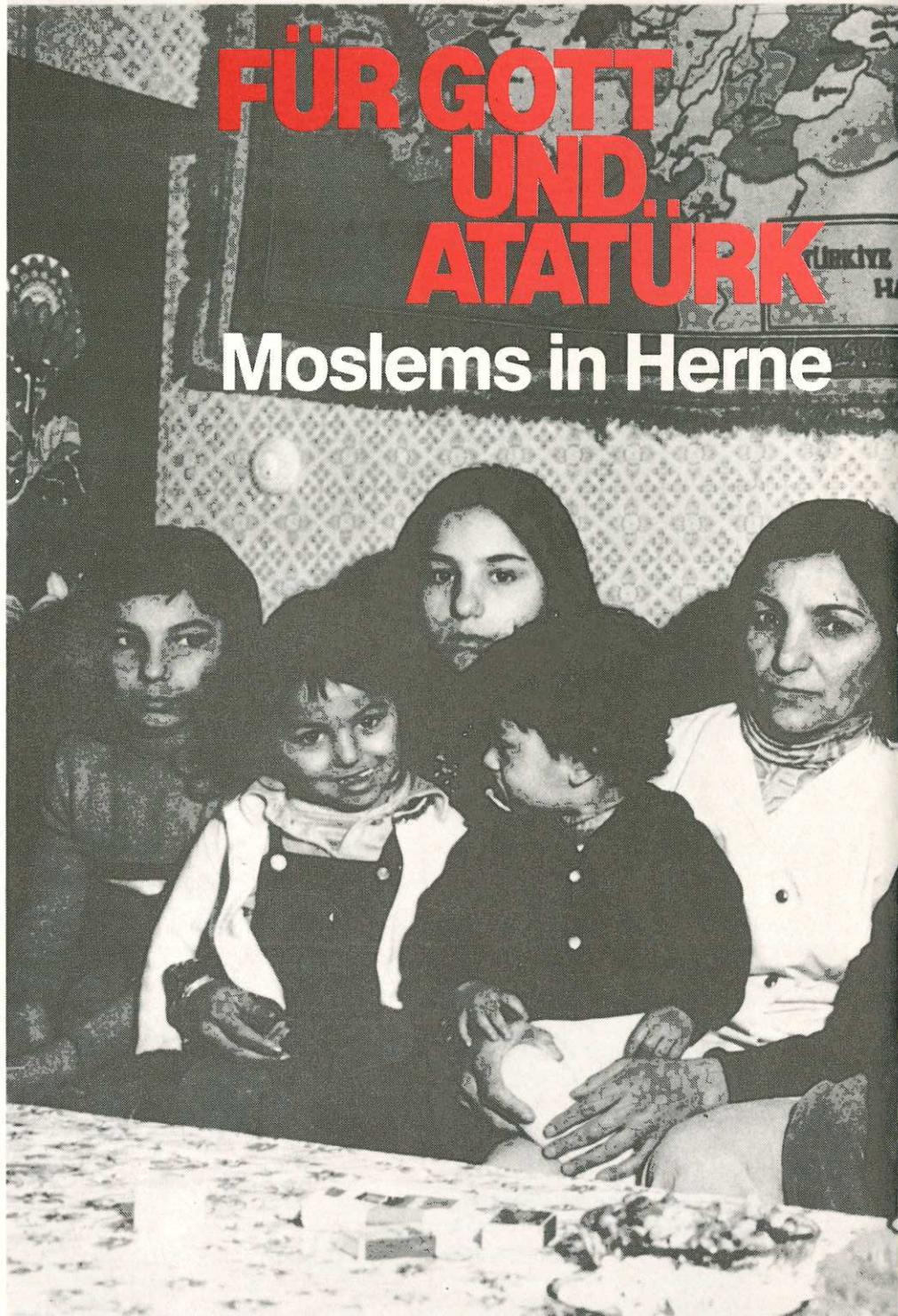
Um eine Aufenthaltserlaubnis für die Familienangehörigen zu erhalten, war die Beschaffung von entsprechendem Wohnraum erforderlich, und seit Oktober 1980 gibt es ein Visum für Türken. Viele Hausbesitzer weigerten sich, an ausländische Familien Wohnraum zu vermieten. Vermieter, die es dennoch taten, verfügten zumeist nur über leere Wohnungen, die an Deutsche nicht vermietet werden konnten, da es sich um relativ alte Wohnungen handelte (ohne Bad und Innentoilette).

Einige versuchten, durch einen hohen Mietzins die Notsituation der Ausländer auszunutzen. Da sich diese Altbauten zum Teil auf ganze Straßenzüge erstrecken, ist der Anteil der Ausländer in diesen Straßen sehr hoch, so daß sie hier isoliert von der deutschen Bevölkerung leben.

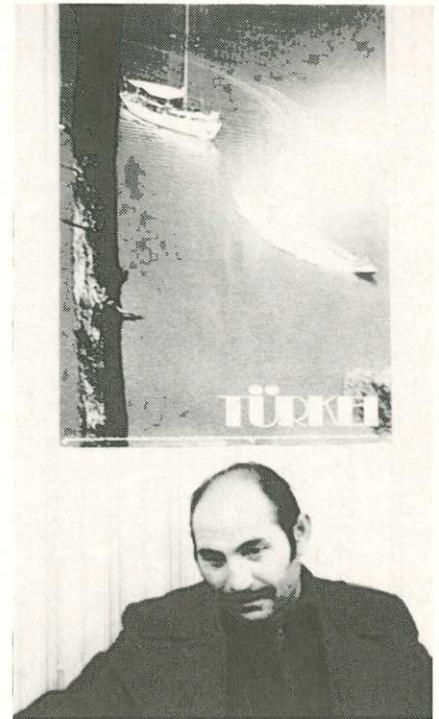
Spielplätze sind in der Umgebung der Altbauten kaum vorhanden, so daß die Kinder überwiegend ihren Spielplatz auf der Straße finden.

Zunächst war den Ausländern das Vorhandensein von Kindergärten und Kindertagesstätten nicht bekannt, so daß eine entsprechende Nachfrage nach einem Kindergartenplatz nicht gestellt wurde. Nachdem den Ausländern das Vorhandensein dieser Einrichtungen bekannt wurde, haben sie sich dann zum großen Teil um einen Platz für ihr Kind in den entsprechenden Einrichtungen bemüht. Zum großen Teil wurden und werden ausländische Kinder bei der Aufnahme in den Kindergarten berücksichtigt.

Besonders für ausländische Kinder ist die Aufnahme in den Kindergärten wichtig, da die Eltern der Kinder große Sprachschwierigkeiten haben, ja zum Teil sogar noch Analphabeten sind und ihre Kinder nicht mit der deutschen Sprache vertraut machen können und nicht bei den Schulaufgaben helfen können.



Text: Birsen Ulutas
Fotos: Mehmet Ünal



Der Anteil ausländischer Kinder in den Sonderschulen ist entsprechend hoch, da hier zum größten Teil Sprachprobleme vorliegen. Anders sieht es bei ausländischen Kindern aus, die vorher durch den Besuch eines Kindergartens schon mit der deutschen Sprache vertraut gemacht wurden.

Religiöse Feste:

Sie richten sich nach dem islamischen Mondkalender und finden jedes Jahr zehn Tage früher statt. Religiöse Feste dauern drei oder vier Tage, und es ist üblich, daß man sich beschenkt. Am ersten Tag feiern die Familien unter sich, am zweiten Tag besucht man sich gegenseitig. Andere Hausbesuche sollten, wenn überhaupt, erst am dritten oder vierten Tag gemacht werden.

Ramazan Bayram.

Dies ist das Abschlußfest der Fastenzeit Ramazan. Im Ramazan Monat darf jeder Moslem- außer Kranken, Kindern und Reisenden- in der festgesetzten Zeit nicht essen, trinken, rauchen. Das Fasten fängt mit dem Sonnenaufgang an und dauert bis zum Sonnenuntergang. Außerhalb dieser Zeit darf man alles essen, was man möchte. Dieses Fest feiern die Moslems drei Tage lang und besuchen ihre Freunde, Nachbarn und Verwandten. Sie ziehen sich oft neue Kleider an und treffen sich mit ihren Feinden, um wieder Freundschaft zu schließen.

Der Zweck des Ramazans besteht auch darin, Verständnis für arme Menschen zu wecken, ihre Lebenslage zu verstehen und wenigstens sich für eine kurze Zeit auf die Lage der Armen einzustellen.

Bildtitel v. l. n. r.:
Türkische Großfamilie.
Ist die Türkei so schön?
Du weißt nicht, wie
es ist, überall ein Fremder zu sein.
Wir sind Kinder dieser Erde,
warum macht man's uns so schwer?



Kuban Bayram.

Dies ist das Opferfest, das etwa zwei Monate nach dem „Ramazan Bayram“ stattfindet. Es wird auch Fest des Gehorsams und des Teilens genannt. Das Fest hat seinen Ursprung in der Geschichte vom Propheten Ibrahim (Abraham) der seinen Sohn Ismail (Isaak) Gott opfern sollte, schließlich aber den Auftrag erhielt, statt dessen ein Schaf zu opfern.

Am Opferfest muß jeder, der es sich leisten kann, ein Tier opfern. Vom Fleisch des Tieres sind je ein Drittel für arme Leute, für Verwandte und für den Besitzer des Tieres bestimmt. Als Opfertiere kommen Schafe, Kühe, Kälber und Kamele infrage. Kinder bekommen auch Geschenke.

Religiöse Probleme

Die Möglichkeiten der Moslems, ihren Glauben praktizieren zu können, sind trotz des uneingeschränkten Rechts auf freie Religionsausübung in Deutschland sehr unterschiedlich. Nur wenige Industrieunternehmen geben ihren moslemischen Angestellten die Gelegenheit, ihre Gebetszeiten einzuhalten. Oft fehlt es nicht nur an den nötigen Gebetsräumen, sondern vor allem an Möglichkeiten für die rituelle Waschung. Moscheen nach orientalischem Muster erbaut, gibt es nur wenige in Deutschland. In einigen Städten gelingt es, leerstehenden Lagerräumen oder ähnliches anzumieten und umzugestalten.

Schwierigkeiten ergeben sich für den Moslem besonders während des Fastenmonats Ramazan. Nur unter großen Anstrengungen gelingt es ihnen, ihre Fastengebote einzuhalten und trotzdem die volle Arbeitsleistung zu erbringen. Viele Arbeitgeber sehen keine Möglichkeit, den Moslems an ihren religiösen oder nationalen Feiertagen bezahlten Urlaub zu geben, aus organisatorischen und wirtschaftlichen Erwägungen. Ein weiteres Problem sind insbesondere Speisevorschriften. Es gibt kaum Metzgereien, die Fleischwaren führen, in denen kein Schweinefleisch enthalten ist. Erst in letzter Zeit beginnen sich die Moslems dahingehend selbst zu organisieren und eröffnen eigene Metzgereien.

Weltliche Feste:

Neues Jahr.

Erst nach Gründung der Türkischen Republik (1923) wurde am 26.12.1925 der europäische Kalender übernommen. Seitdem wird das Neue Jahr genauso wie in Europa mit Essen, Trinken und Tanzen gefeiert.

Kinderfest.

Am 23. April gibt es zur Feier der Gründung des Türkischen Parlaments (1920) ein Kinderfest. Die Grundschü-



ler führen traditionelle folkloristische Darbietungen vor, und ein Schüler aus der Türkei darf kurze Zeit auf dem Stuhl des Präsidenten sitzen und so symbolisch die Türkei regieren.

Jugendsportfest.

Am 19. Mai wird zur Erinnerung an den Beginn des türkischen Freiheitskampfes unter Atatürk ein Sportfest mit Schülern, Studenten und Soldaten gefeiert.

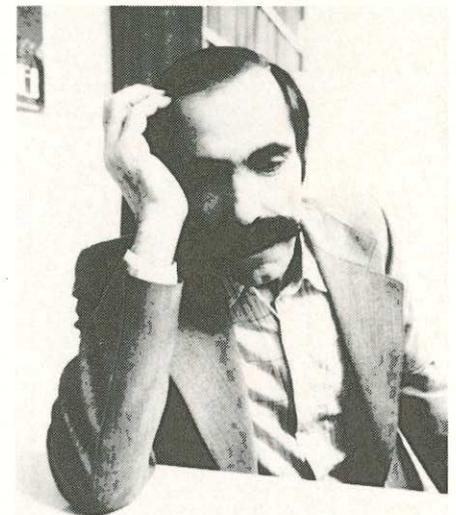
Nationalfeiertag.

Am 29. Oktober rief 1923 Kemal Atatürk die Republik aus. Der Todestag von Atatürk wird am 10. November mit einem zweiminütigen stillen Gedenken begangen. Atatürk, der „größte Retter der Türkei“, ist 1938 gestorben.

Bildung

Ein allgemeines Schulwesen westlichen Stils gab es bis Atatürk nicht. In den Leseschulen für das Volk, die allen offenstanden, aber nicht Pflicht waren, wurde allein das Lesen und Schreiben des Korans, d.h. die arabische Schrift gelehrt.

In den Moscheen angegliederten Medresen - höhere Koranschulen, in denen Wissenschaftler ausgebildet wurden - wurde neben dem Koran persische und arabische Dichtung und Philosophie, Aritmetik und Medizin gelehrt. Der Aufbau des staatlichen Bildungssystems begann im Jahr 1923 mit der Einführung der fünfjährigen Schulpflicht für alle. Nach der Grundschule können die Kinder drei Jahre die Mittelschule besuchen, daran anschließend drei Jahre das Gymnasium. Nach dem Abschluß des Gymnasiums (Abitur) können die Schüler durch eine Aufnahmeprüfung von den Universitäten oder Hochschulen aufgenommen werden.



Mann und Frau

Alles, was sich außerhalb der vier Wände des Hauses und außerhalb des kleinen Landbesitzes abspielt, ist Angelegenheit des Mannes. Der Mann verhandelt mit den Ämtern, er erledigt die Geldgeschäfte und größeren Anschaffungen, er berät sich mit dem Dorfältesten, dem Gebetsvorsteher und dem Lehrer. Sollte seine Frau einmal in der Stadt zu tun haben, z.B. am Wahltag oder zum Doktor, würde er sie hinbringen.

Innerhalb des Hauses ist die Frau in ihren Rechten: die Haushaltsführung, das Kochen, Einmachen auf Vorrat. Sie richtet auch die Feste aus. Sie sorgt allein für die Kinder. Sie näht und hält die Kleidung instand. Auch die Versorgung des Kleinviehs und die tägliche Feldarbeit gehört zu ihren Aufgaben. Die Situation der Frauen in der Stadt ist etwas anders. Viele Frauen gehen heute arbeiten. Sie sind selbstständig.



Bildtitel v. l. n. r.:

Wir sind unter uns.

Wo ist mein Zuhause?

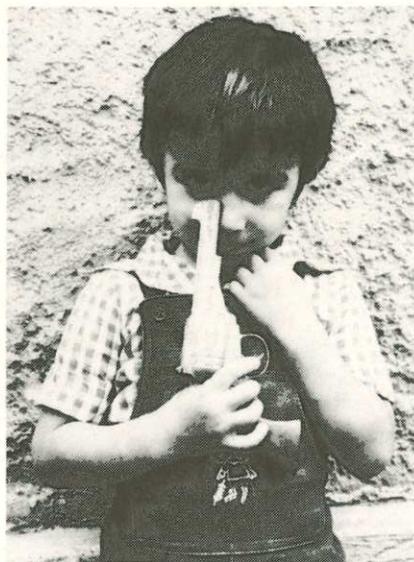
Ist es das, was sie hier erwartet haben?

Nicht immer ist das Zuhause da, wo man satt wird!

Überall ein Fremder.

Eine Pistole schafft auch keine Freunde!

Es gehört mir.



Islamisch-türkische Bräuche

Die Beschneidung ist für den Jungen bis neun Jahren das wichtigste Ereignis. Zu den Festvorbereitungen tun sich meist mehrere Familien zusammen. Auf dem Land empfangen die für die Beschneidung vorgesehenen Jungen schon Tage vorher die Glückwünsche von den Verwandten, die ins Haus kommen, um die Zutaten für das Festmahl zu bringen.

Am Festtag selbst werden die Jungen in ein festliches Gewand gekleidet. Nach der Beschneidung, die Jungen erleben den Rest des Festes sitzend oder liegend in ihrem Festgewand, beglückwünschen sie alle Besucher und trösten sie über den Schmerz hinweg. Nach wenigen Tagen ist die Wunde verheilt.

Eine Narkose erhält nur das Stadtkind, das in einer Klinik von einem Chirurgen beschnitten wird. In der Stadt mieten sich mehrere Familien oder einige zusammen ein Gartenlokal, um dort zu feiern. Seit einigen Jahren ist es Sitte, das Fest in allen Etappen zu fotografieren.



Die Hochzeit

Die Vorbereitungen für eine Hochzeit setzen bereits Monate vorher ein. Sie beginnen mit dem Besuch eines Verwandten des Bräutigams, der ca. 18-20 Jahre alt ist, bei einigen Familien mit Töchtern zwischen 15 und 18 Jahren. Während das junge Mädchen die Gäste bedient, wird jede seiner Gesten und Schritte beobachtet. Das Mädchen spricht nur, wenn es angeregt wird. Gefällt das Mädchen, wird zwischen den Elternpaaren der Brautpreis ausgehandelt, zu zahlen vom Vater des Bräutigams an den Vater der Braut. In strengen Familien ist es immer noch Brauch, daß die beiden jungen Leute sich vor der Hochzeit nicht zu sehen bekommen. Aber auf dem Land kennen sich die jungen Leute meist von Kindheit an. Nach islamischer Auffassung dient der Brautpreis der sozialen Sicherung der Frau. Er darf vom Mann nicht angetastet werden. Das soll verhindern, daß im Falle einer Scheidung oder nach dem Tod des Ehemannes die Frau der Not preisgegeben ist. Mit einem Teil des Geldes bezahlen die Brauteltern die Aussteuer ihrer Tochter. Das sind Haushaltsgegenstände, Tücher für alle Gelegenheiten und goldene Armreifen, mit dem Rest die Hochzeitsausgaben.

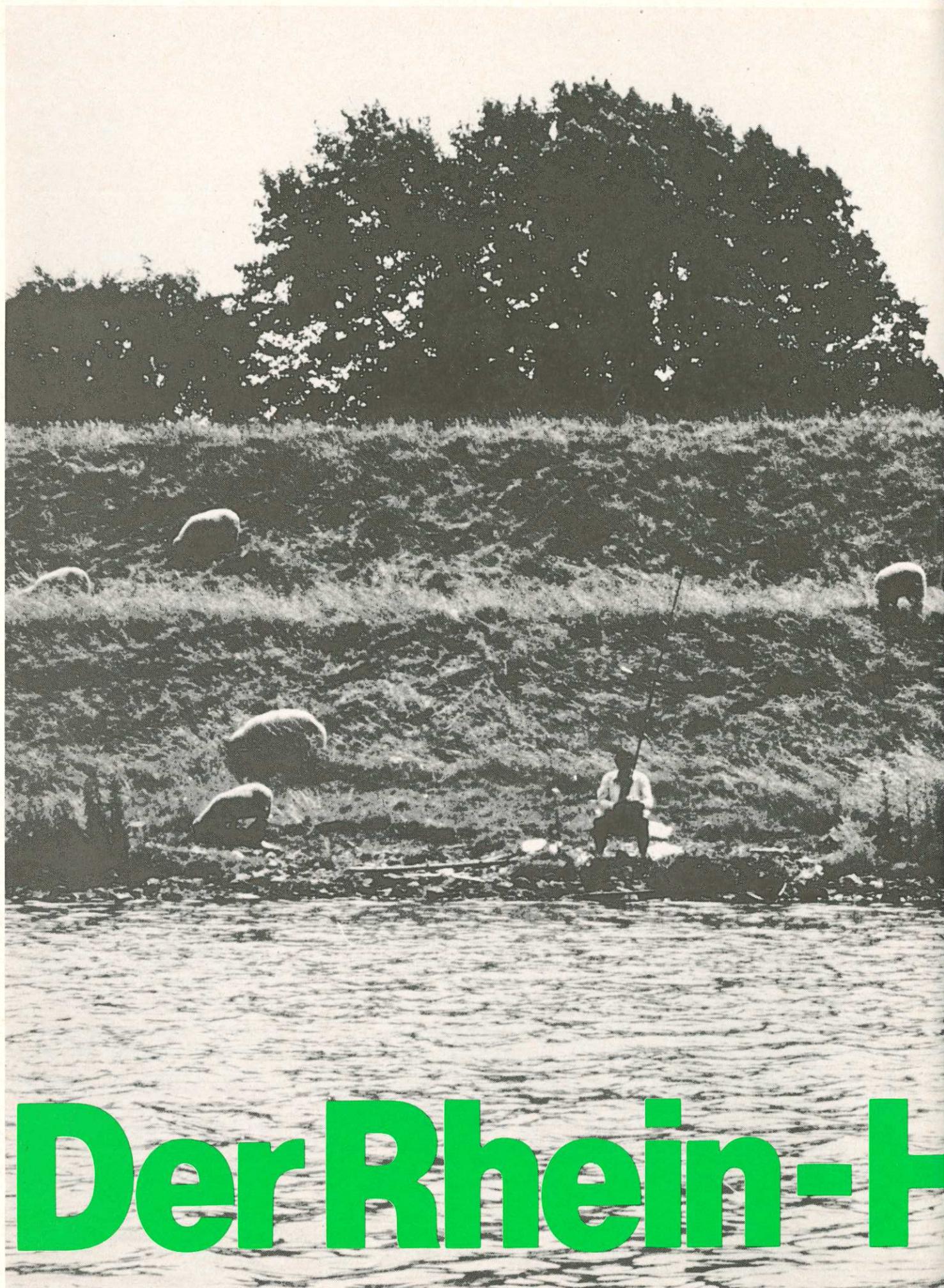
In der Stadt heiraten die Leute später als die Leute vom Land, und die Zahlung einer Aussteuer ist nicht erforderlich. Die modern eingestellte Braut feiert ihr Hochzeitsfest in westlicher Kleidung zusammen mit ihren Verwandten und Bekannten in einem öffentlichen Saal. Da es umständlich ist, die für die Ziviltrauung benötigten Papiere und das Gesundheitszeugnis zu beschaffen, benützte man sich früher meist mit der Trauung durch den Hoolscha. Bei einer zivil geschlossenen Ehe ist ein gerichtliches Scheidungsverfahren nötig, das auch die Rechte der Frau berücksichtigt.



Stellung der Frau

Nach der von Kemal Atatürk eingeführten Verfassung sind Mann und Frau gleichberechtigt. Seit 1930 besitzen türkische Frauen das Wahlrecht. Die verfassungsmäßigen Rechte verhindern jedoch nicht das gleichzeitige Fortbestehen der islamischen Vorschriften, nach denen es für die Frauen Rechte, aber keine Gleichberechtigung im westlichen Sinne gibt. Zu den Rechten gehört z.B. das Recht auf Bildung.

In den gebildeten Ständen machen die Frauen davon auch weitgehend Gebrauch. Die Türkei hat in Europa den höchsten Anteil weiblicher Professoren an den Universitäten des Landes. Zu den Rechten gehört auch das Recht auf die Erziehung der Kinder und die alleinige Verfügung über die Aussteuer der verheirateten Frau.



Der Rhein-Fl

**Auf einer Länge von gut
zehn Kilometern durchfließt
der Rhein-Herne-Kanal
das Stadtgebiet.
Einst aus rein wirtschaftlichen
Erwägungen gebaut,
dient er heute
durchaus nicht mehr
nur der Güterbeförderung.
Längst sind der Kanal
und die Kanallandschaft auch
beliebte Naherholungsziele
für die Herner Bürger.**



Rhein-Herne-Kanal

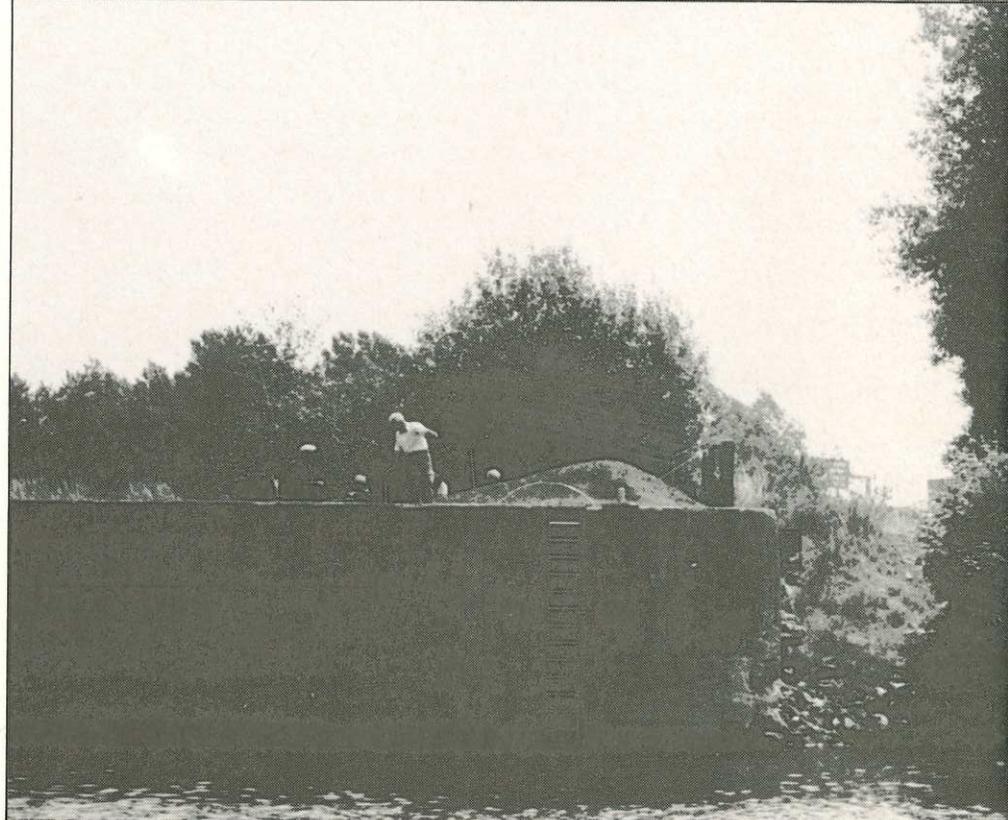
Beiderseits der größeren Durchgangsstraßen hat das Ruhrgebiet seine ursprüngliche Identität verloren. Auch die Stadt Herne macht da keine Ausnahme. Nichts erinnert mehr an die einstige Bergbau- und Industrietradition mit all ihren typischen Ausprägungen, mit der in großen Teilen vom Bergbau geprägten Architektur und Landschaft. Die Bilder, die sich dem Durchreisenden heute bieten, gleichen sich: Hochhäuser im Einheitslook, mehrspurige, asphaltierte Straßen, und selbst die Grünflächen ähneln sich in der Anlage und in der Bepflanzung. Nichts, oder nur wenig, unterscheidet heute eine Ruhrgebietsstadt von anderen westdeutschen Großstädten.

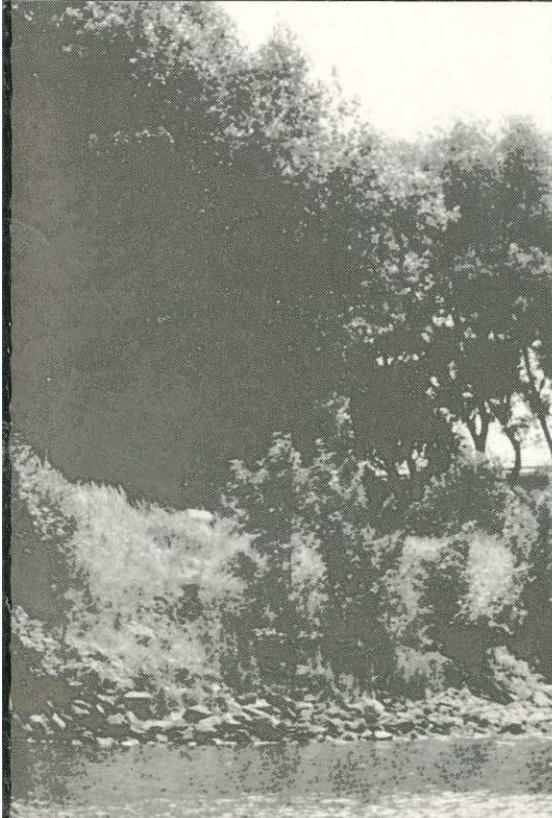
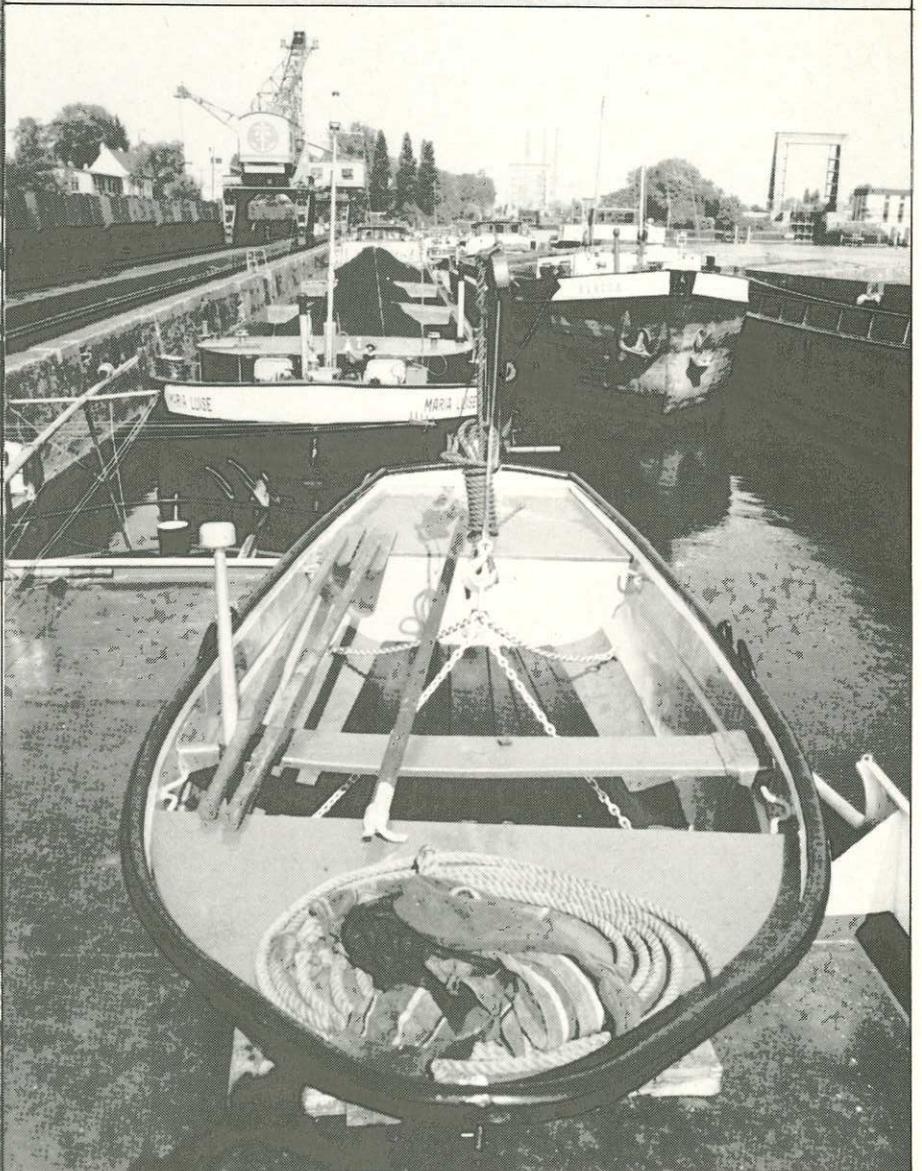
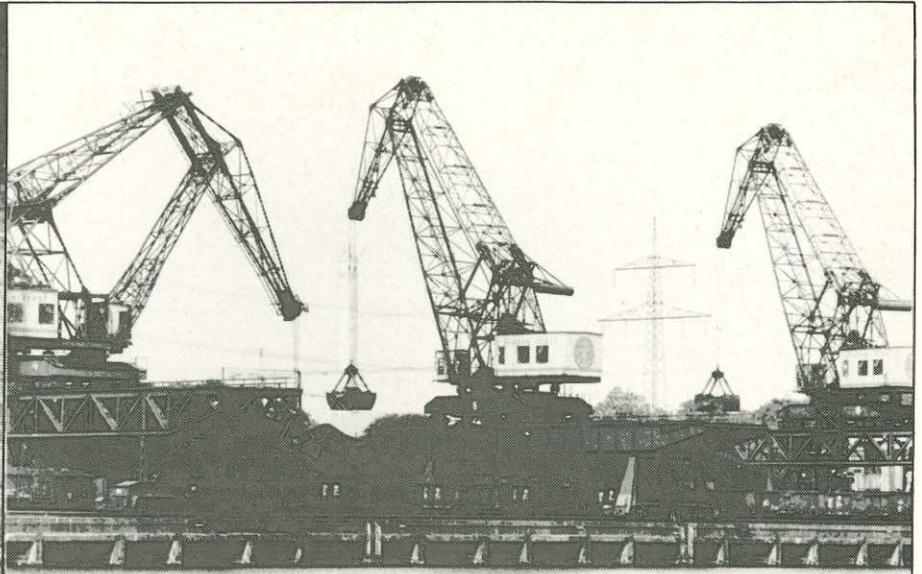
Nun hat das Revier auch ein vielbefahrenes Kanalnetz. Speziell die Stadt Herne hat der heute meistbefahrenen Wasserstraße Europas, dem Rhein-Herne-Kanal, einen Teil seines Namens gegeben. Wer das Ruhrgebiet auf diesem Weg kennenlernt - und das sind der Verkehrsfrequenz nach nicht wenige, erhält ein ganz anderes Bild des Reviers.

An den Kanalufeln findet man nämlich noch die zum Teil monumentale Architektur der Anfangsphase der Industrialisierung; teils noch genutzt, teils aber auch schon als Relikte einer anderen, längst vergangenen Epoche. Wie auf Stelzen ragt weit ins Wasser hinein eine alte Treidelbahn, auf der die Treideloks die damals antriebslosen Schleppkähne in die Schleuse hinein- und auch wieder hinauszogen. Die Überreste einer alten Brücke zeugen von dem hohen materiellen und handwerklichen Aufwand, der damals selbst bei diesen Nutzbauten üblich war und der heute so manches Bauwerk aus dieser Zeit in den Rang eines Industriedenkmals gehoben hat.

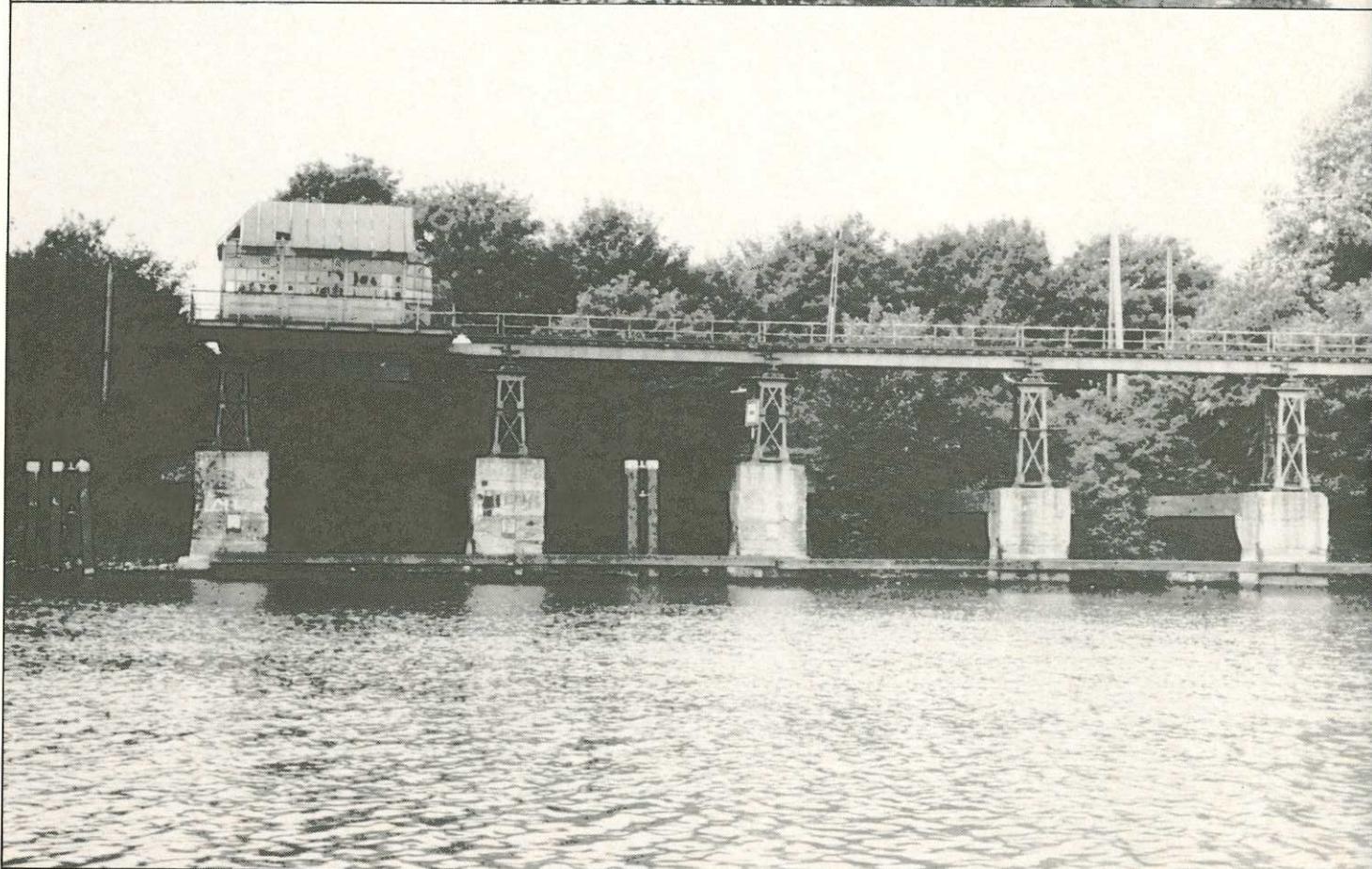
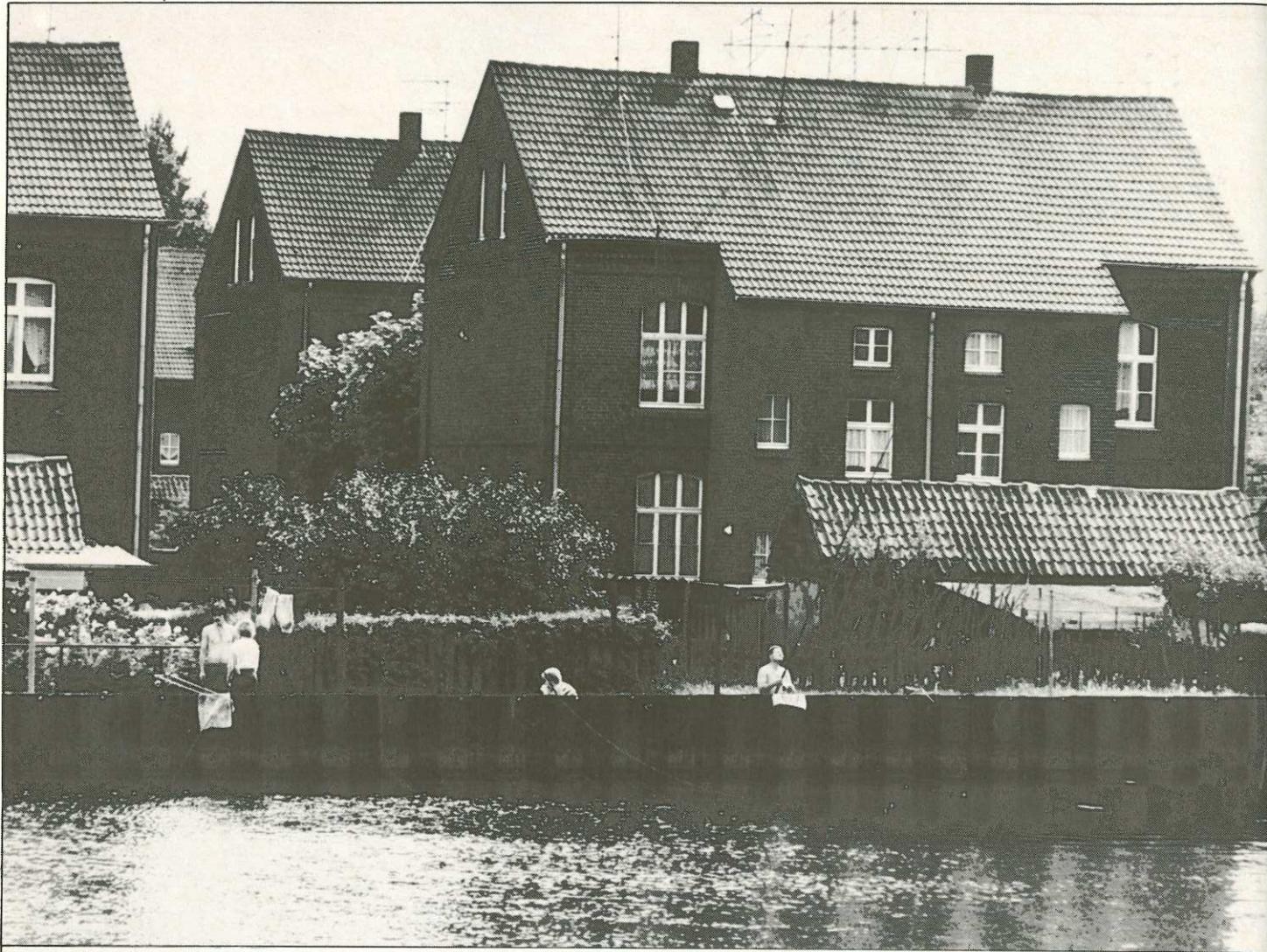
Die Ziegelbauweise war vorherrschend und prägt noch heute das Bild an den Ufern, auch bei der vereinzelt noch vorzufindenden, bis an den Leinpfad reichenden ehemaligen Zehensiedlungen. Das Angeln, nicht nur als Sport, sondern auch als Möglichkeit der Selbstversorgung steht hier hoch im Kurs. So mancher Sonntagsbraten landet direkt vom Angelhaken in der Pfanne. Langbeinige Damenunterhosen auf der Wäscheleine im Garten hinterm Haus und ins offene Fenster gepreßte Federbetten sorgen für zusätzliche Farbtupfer in dieser ohnehin farbigen Idylle.

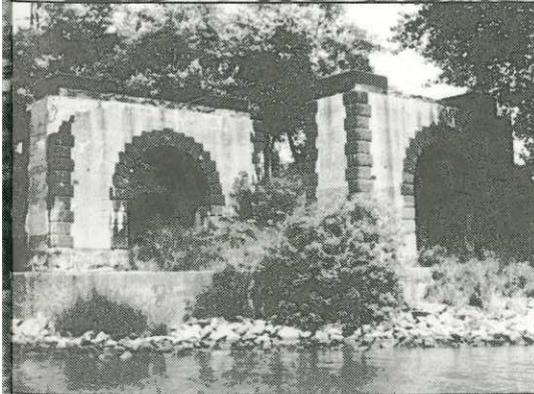
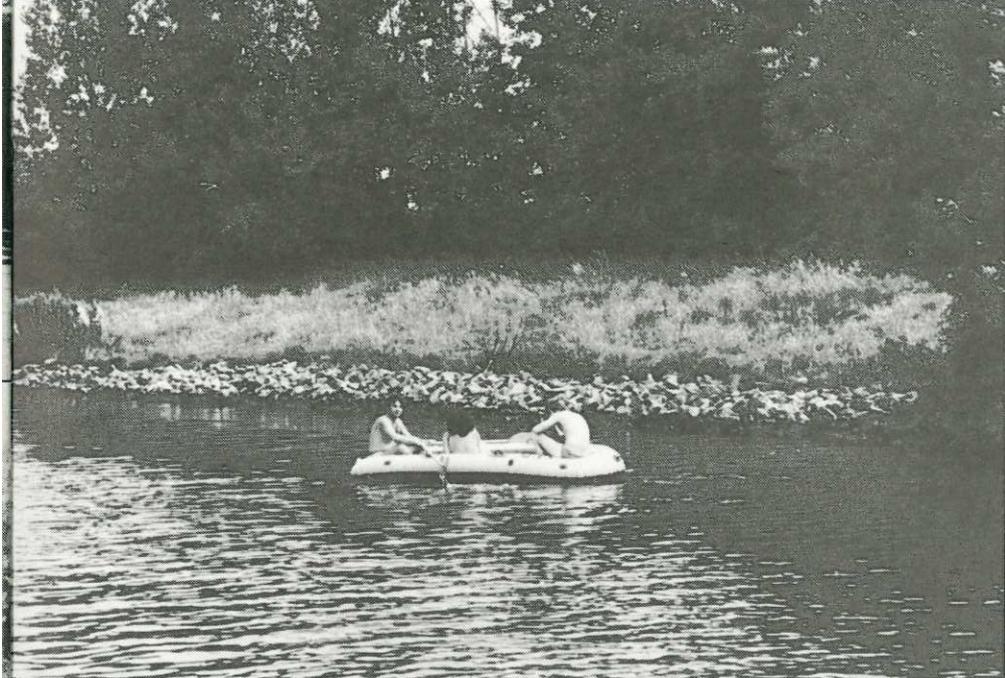
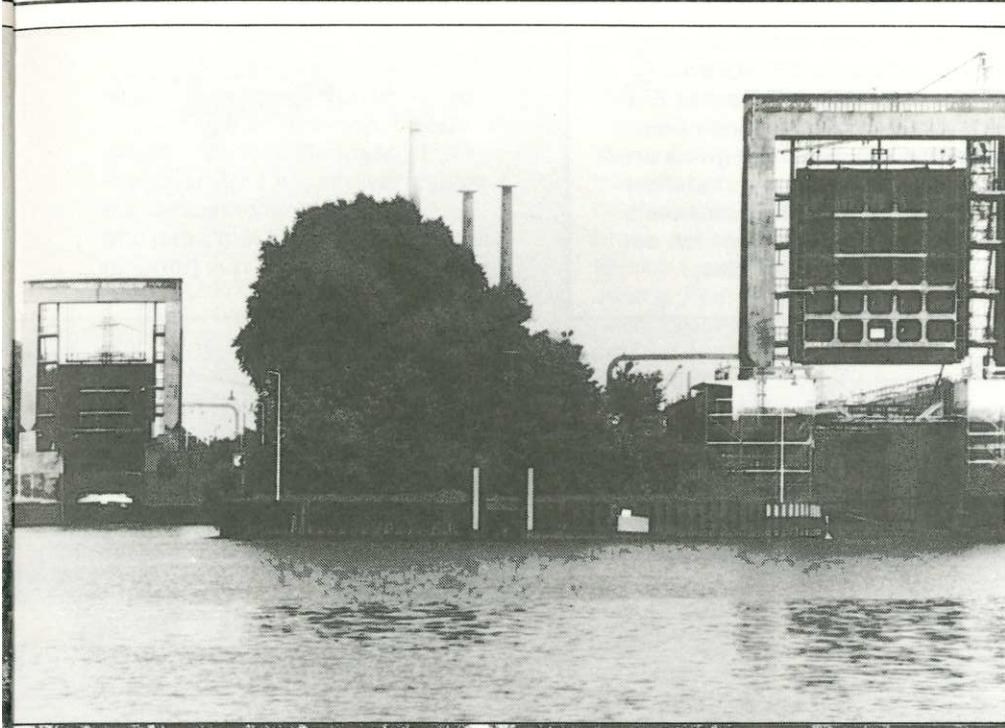
Hier findet man auch noch Bilder, wie sie für das Revier oft als typisch angesehen werden. Kohle- und Erzhaldden, überdimensionale Verladebagger, das ganze mit einer feinen, schwarzen Staubschicht überdeckt.





Drangvolle Geschäftigkeit im Wechsel mit ruhigen, idyllischen Passagen – im Hafenbereich liegen diese Gegensätzlichkeiten besonders dicht nebeneinander.





Auch die moderne Technik hat am Kanal Einzug gehalten, ohne allerdings das Alte rigoros zu verdrängen.

Ein wenig weiter dann aber die andere Seite des Kanals. Unverfälschte Natur, wie sie selbst in manchen deutschen Feriengebieten kaum noch zu finden ist. Keine übereifrige Kurdirektion versucht hier ordnend einzugreifen, die Natur ist sich allein überlassen. Und was dabei herauskommt ist so unansehnlich nicht. Man findet hier noch Feuchtgebiete mit seltenem Pflanzen- und Tierbestand, weite Uferstrecken sind dicht bewachsen, zum Teil bis dicht ans Wasser. Längst haben auch die Bürger dieser Region diese reizvolle Landschaft als Freizeitreservoir entdeckt. Angler, Spaziergänger, Rad- und Motorbootfahrer und neuerdings auch Surfer gehen hier, zu Lande oder zu Wasser, einträchtig ihrem Hobby nach. Und auch für Schwimmer ist der Kanal wieder inter-

essant geworden. Früher als „Arme Leute Badeanstalt“ verrufen, gewinnt er heute zunehmend an Beliebtheit - nicht nur bei Kindern und Jugendlichen. Die Abgeschiedenheit, die Ruhe und auch das relativ saubere Wasser ziehen die Leute aus den bei schönem Wetter überfüllten Badeanstalten hin zu den Kanalstränden. Kein Bademeister reglementiert hier das Tun, greift allerdings auf der anderen Seite auch dann nicht ein, wenn das schwimmerische Vermögen einmal nicht reicht, oder wenn sich durch den regen Schiffsverkehr gefährliche Situationen ergeben. In der Weitläufigkeit der Kanallandschaft ist selbst das heute so beliebte „Grillen“ möglich. Bei ein wenig Angelglück kann man sogar den frisch gefangenen Fisch an Ort und Stelle ausnehmen und auf diese Weise garen. Eine verlockende Vorstellung - sicher nicht nur für Großstädter. Und was da alles so anbeißt, ist sicher nicht zu verachten: Gründlinge, Aale, Karpfen, Hechte, Schleien, Brassen, Rotfedern, Barsche und sogar Brackwasserforellen sollen hier zu fangen sein. Unbelastet im übrigen von Industrieabfällen, denn der Rhein-Herne-Kanal ist praktisch ein stehendes Gewässer, ohne kontinuierlichen Abfluß und kann aus diesem Grunde keine Industrie- oder sonstigen Abwässer aufnehmen. Im Gegenteil: der Rhein-Herne-Kanal kann sogar als überdimensionierte Trinkwasserleitung eingesetzt werden. Bei Trinkwasserknappheit hat das Wasser und Schiffsfahrtsamt Meiderich die Möglichkeit, über ein Pumpsystem Wasser aus der Ruhr den Rhein-Herne-Kanal hoch in den Halterner Stausee zu leiten.

Wer eher das Exklusive liebt, auch für den hat der Rhein-Herne-Kanal etwas zu bieten. Im Herner Nord-Osten gibt es einen Yachthafen, in dem wahrlich nicht nur Außenborder zu finden sind. Was hier vor Anker liegt, läßt zum Teil selbst das Herz eines verwöhnten Freizeitkapitänes höher schlagen.

Ein kräftiges Herz und vor allem kräftige Lungen brauchen diejenigen Sportler unter den Wassersportlern, die sich noch mit eigener Muskelkraft fortbewegen, die Ruderer und Kanuten. Sie finden hier nahezu ideale Trainingsmöglichkeiten, die nicht zuletzt für das zum Teil recht erfolgreiche Abschneiden bei überregionalen Wettkämpfen verantwortlich sind.

Man sieht: der Kanal hat zwei Gesichter, beide gleichwohl interessant. Möglichkeiten sie kennenzulernen gibt es mehrere. Ob zu Fuß oder per Rad auf den Leinpfaden, oder, wenn die Möglichkeit besteht - per Schiff; lohnenswert sind sie in jedem Fall.

Ulrich Gorcitzka

Fotos, die vor einer Grubenfahrt entstehen, haben den Vorteil, daß die Gesichter ungeschwärzt und deshalb „identifizierbar“ sind. Unser Bild entstand auf dem Gelände der Wakefielder Zeche Selby; es zeigt stehend von links nach rechts: einen Bergwerksmitarbeiter, CDU-Fraktionschef Günter Knefelkamp

und seinen konservativen Kollegen Albert Lofthouse, OB Manfred Urbanski, SPD-Fraktionschef Erwin Piotrowski, Wolfgang Sperr (als Dolmetscher), einen Bergwerksmitarbeiter, Bill O'Brian, den stellvertretenden Labour-Fraktionsvorsitzenden und den Vorsitzenden der BG-Ratsfraktion, Willi Pins;



Der Weg nach Wakefield wird kürzer



darunter von links: Bill Reynolds, die rechte Hand des Wakefielder Verwaltungschefs, Ratsmitglied (Councillor) Widdowson, Oberstadtdirektor Dr. Karl Raddatz, einen Vertreter der Bergwerksdirektion, die Dolmetscherin Mrs. Francis, und den Chief Exekutive (Oberstadtdirektor) von Wakefield, John Stanbury.



Hand in Hand demonstrieren sie das herzliche Verhältnis der Partnerstädte Wakefield und Herne: (von links) Günter Knefelkamp, Willi Pins, OB Urbanski, Wakefields OB Jack Haworth, in der Mitte Ray Graham, der Mayor des Westyorkshire Metropolitan County Councils (Landrat), Dr. Karl Raddatz, Erwin Piotrowski, Ernest Hutchinson, ein Mitbegründer der Partnerschaft und ehemaliger Verwaltungschef von Castleford, und Wolfgang Sperr von der Herner VHS.

Ob sie nun nützlich sind oder nicht, Neugliederungen verwirren allemal. Und im ersten Schmerz des unvermeidlichen Identitätsverlustes hilft oft nur der tröstende Hinweis, daß es anderen auch nicht besser geht. Den Hernern, die ja inzwischen auch Wanne-Eickeler sind, bietet sich für solche Art der Schmerzlinderung ihre alte englische Partnerstadt Wakefield (1951), die schon ein Jahr vor der Neuordnung des Ruhrgebietes ihre kommunale Selbständigkeit und ihren schönen Namen opfern mußte und seither zum Wakefield Metropolitan District Council gehört (den wir im folgenden einfach Wakefield nennen).

An den Beziehungen zu den Freunden in Mittelengland hat sich durch die geänderte kommunale Grenzziehung erfreulich wenig geändert; sie sind allenfalls ein wenig herzlicher geworden - wie das zwischen Leidensgenossen so ist. Was zuvor zwei mittelgroße Städte untereinander pflegten, wird eben seit 74/75 unter zwei größeren Partnern intensiviert. Die Querelen der großen Politik bleiben draußen vor der Tür; Europa wächst, wie es sich gehört, von unten her.

Natürlich braucht auch eine gut präparierte Städtepartnerschaft ihre Zeit, bis sie alle Teile der Bürgerschaft erreicht. Bei gut 180.000 Menschen hüben und reichlich 300.000 auf der anderen Seite des Kanals kann sich auch der schönste Vorsatz nicht von heute auf morgen realisieren lassen. Aber die ersten Schritte sind längst getan. Einige Austauschprogramme laufen bereits seit vielen Jahren, etliche Beziehungen haben sich aus dem offiziellen Rahmen gelöst und zu persönlichen Bindungen ausgewachsen.

Gleichwohl bedarf die Partnerschaft zu ihrem Wachsen, Blühen und Gedeihen der offiziellen Brücke, damit nicht technische oder organisatorische Probleme den Kontakt unnötig belasten. Diese offizielle Brücke ist breit und stabil und auf beiden Seiten offen. Die Ratsvorsitzenden, die örtlichen Parteiführer oder Fraktionsvorsitzenden, die Verwaltungschefs und alle am gegenseitigen Kontakt beteiligten Amtsleiter kennen sich seit Jahren und unterhalten miteinander „heiße Drähte“.

Aber, gottlob, man telefoniert nicht nur miteinander, man sieht sich auch, so weit es die konjunkturbedingt schwachen Reisekostenetats zulassen. Aus Herne waren zuletzt Oberbürgermeister Manfred Urbanski, Oberstadtdirektor Dr. Karl Raddatz und die Fraktionsvorsitzenden im Herner Rat, Erwin Piotrowski, Günter Knefelkamp und Willi Pins, zu Besuch in Wakefield, um alte Beziehungen zu beleben und neue Kontakte anzuleiern.

Zu einer Erholungsfahrt sind ihnen die vier Spätherbsttage in Wakefield (dies zur Beruhigung aller Steuerzahler) aber nicht geraten. Wer ein offizielles Programm à la Wakefield heil übersteht, weiß hernach, daß Freundschaft nicht nur wohlut sondern auch schlaucht. Andererseits stärkt auf Dauer nur, was anstrengt. So besehen hatte die kleine Herner Delegation reichlich Gelegenheit zur Kräftigung ihrer und unser aller partnerschaftlichen Beziehungen.

Ein kleiner Streifzug durchs Protokoll mag das belegen. Freie Zeit gab es nur einmal, nämlich bis um 10.30 Uhr am Abreisetag. Im übrigen waren die Besucher unbarmherzig ausgebucht: Spätestens um 8.30 Uhr wurden sie morgens am Hotel abgeholt, frühestens 15 Stunden später dort wieder entlassen.

Dazwischen lagen unter anderem eine Grubenfahrt auf der Zeche Selby, die feierliche Eröffnung einer Schule, eine eigens vorbereitete Amateurtheater-Premiere, eine Firmen-Visite, eine Informationsfahrt auf dem Aire-Calder-Kanal, ein paar Empfänge im Rathaus zu Wakefield, Verhandlungen, Begrüßungen, Händeschütteln. Für zwei Reisetage und zwei volle Tage am Ort ist das schon ein gutes Pensum.

Auch das äußerliche Ergebnis des Besuchs kann sich sehen lassen. Der Schüler-, Lehrlings- und Sportleraus-tausch soll verstärkt gefördert werden, das Verhältnis zur gemeinsamen französischen Partnerstadt Hénin-Beaumont wurde abgestimmt, ein Austausch-Programm für Verwaltungs-Angehörige ins Leben gerufen, der englische Gegenbesuch vorgeplant. Der Herner Beitrag zum gemeinsamen Europa weist nach wie vor eine Steigerungsrate aus.

England-Touristen aus Herne sollten sich ruhig auch selbst und ohne offizielle Anleitung ein Bild von Wakefield machen. Der Stadtdistrikt ist rund sechsmal so groß wie das Stadtgebiet von Herne und bietet reichlich Gelegenheit, alle inseltypischen Merkmale auf überschaubarem Raum kennenzulernen. Es gibt ländliche Gegenden mit Seen, Wäldern und Landgasthäusern, es gibt Burgruinen, Kathedralen, Klöster, Internate, aber auch Kohlenbergbau, Industriegebiete, alte und neue Stadtquartiere, Museen, Pferderennbahnen und genügend Hotels für eine bequeme Übernachtung.

Wakefield zu finden, ist denkbar leicht. Es liegt im schönen Yorkshire an der Autobahn von London nach Edinburgh etwa auf halber Strecke und in Ost-West-Richtung zwischen den Hafenstädten Hull und Liverpool.

Hannes Fabian

Sie machen Partnervermittlung - aber ihre Partner sind nicht heiratslustige Männer und Frauen, sondern Kinder und Eltern. Die Rede ist vom Pflegekinderdienst des Herner Jugendamtes. Hier sind drei Sozialarbeiterinnen damit beschäftigt, Kinder, die in ihren Familien nicht mehr leben können, in einer Pflegefamilie unterzubringen. Und das ist nicht immer einfach, wie dem Bericht von Angelika Köpping und Eva Schloemer zu entnehmen ist. Es gibt nämlich in Herne nicht genug Familien, die bereit sind, ein fremdes Kind aufzunehmen.

Das Prinzip der Pflegebetreuung ist einfach: Pflege-Eltern sollen dann einspringen, wenn es in der Ursprungs-Familie nicht mehr klappt. Wenn es einem Kind offensichtlich schadet, noch länger in einer Familie zu leben, die mit ihren Schwierigkeiten nicht fertig wird. Auch möchte der Pflegekinderdienst jedem Kind einen Heimaufenthalt ersparen. Er sucht, wo es geht, Ersatzeltern, denn nach Meinung von Rolf Bremer, dem Leiter des Adoptionswesens beim Jugendamt, ist eine familiengebundene Erziehung für ein Kind besser als die herkömmliche Heimerziehung.

Seit 1979, solange gibt es den Pflegekinderdienst des Jugendamtes, hatten es die Sozialarbeiter ungefähr mit 90 Kindern aus Problemfamilien zu tun. Fünfzig Kinder leben zur Zeit in Pflegefamilien. Je nach Art der Pflege ist die Vermittlung schwierig oder einfach.

Eine alleinstehende Mutter, die berufstätig ist, gibt ihr Kind zur Tagespflege in eine andere Familie. Hat ein alleinerziehender Vater ungünstige Arbeitszeiten, etwa Schichtarbeit, kommt sein Kind in Wochenpflege;

von montags bis freitags kümmern sich andere Personen um den Nachwuchs. Erkranken die Eltern plötzlich oder tritt eine andere Notsituation ein, dann stehen Bereitschaftspflegefamilien zur Verfügung. Sie springen kurzfristig zur Versorgung der Kinder ein. Meist gelingt die Vermittlung in diesen Fällen ohne große Probleme. Den Mitarbeitern des Jugendamtes sind zwei Familien bekannt, die eine Bereitschaftspflege übernehmen, und vier bis fünf Familien würden ein Kind kurzfristig bei sich aufnehmen.

Diese drei Pflegearten sind Hilfsangebote an Eltern, die alleine ihren Alltag mit Kindern nicht meistern können. Sie wenden sich zur Unterstützung an das Jugendamt und finden je nach den Erfordernissen die passende Betreuungsform für ihr Kind.

Oft aber müssen Kinder ganz von ihren Eltern getrennt werden. Wenn die Ehe scheitert und keiner die Erziehung übernehmen kann; wenn Eltern suchtkrank sind; wenn Kindesmißhandlungen vorgekommen sind - in diesen Fällen ist es für das Wohl des Kindes unerlässlich, Geborgenheit, Zuwendung und Ruhe bei anderen Eltern zu finden. Aber Dauer-Pflegeeltern sind in Herne Mangelware.

Das hat verschiedene Ursachen. Pflegeeltern müssen mit der Gewißheit leben, daß das Kind sie früher oder später wieder verläßt. Das nämlich unterscheidet ein Pflegekind von einem Adoptivkind. Die vollen Elternrechte gehen nicht auf die Pflegeeltern über. Und oft besteht auch Kontakt zwischen den leiblichen Eltern und dem Kind. Die damit zusammenhängenden Probleme lassen sich nur lösen, wenn die Pflegefamilie bereit ist, sich mit dem Schicksal „ihres“ Kindes auseinanderzusetzen und die kaputten Familienverhältnisse der leiblichen Eltern nicht zu verdammen.

Besonders hart trifft es die Pflegeeltern und das Pflegekind, wenn unvermittelt und nach einer langen Zeit der Trennung die leiblichen Eltern ihr Kind zurückhaben möchten. Die rechtliche Situation eines Kindes in einer Pflegefamilie macht die Rückkehr in die Ursprungsfamilie möglich. Früher wurde hier rigoros danach entschieden, wer das Sorgerecht für das Kind hatte: und das liegt in der Regel aller Fälle weiterhin bei den leiblichen Eltern.



Angelika Köpping, 25jährige Sozialarbeiterin in städtischen Diensten - auf ihrem Schreibtisch liegen Kinderschicksale.

...das Wohl des Kindes

In Herne fehlen Familien, die bereit sind, ein fremdes Kind aufzunehmen.



Heute aber entscheidet in einem solchen Problemfall der Pflegekinderdienst mit. Das Wohl des Kindes steht im Vordergrund. Ist eine erneute Entwurzelung aus der Familie dem Kind zuzumuten? Und haben sich die Familienverhältnisse wirklich soweit zum Guten gewendet, daß das Kind sich dort gesund entwickeln kann? Ist das Jugendamt der Meinung, das Kind ist in der Pflegefamilie besser aufgehoben und es kommt zu keiner Einigung mit den leiblichen Eltern, dann muß der Vormundschaftsrichter eine Entscheidung treffen. Diese Tatsachen schrecken viele Ehepaare davon ab, ein Kind längerfristig aufzunehmen.

Dazu meint Angelika Köpping, 25jährige Sozialarbeiterin und seit einem Jahr im Pflegekinderwesen tätig: „Es fehlt auch viel an Information. Viele meinen, ein Pflegekind sei krank oder behindert. Dies ist aber nur der Ausnahmefall. Außerdem zahlen wir

ein Pflegegeld, je nach Alter des Kindes und Pflegeart. Für ein vierjähriges Kind in Dauerpflege bekommen die Eltern 480 DM im Monat. Davon wird natürlich niemand reich. Denn die Verantwortung für ein Kind kann man ja wohl schlecht bezahlen.“

Um dieses Informationsdefizit aufzuarbeiten, wird der Pflegekinderdienst Anfang 1982 eine unverbindliche Informationsreihe durchführen, die mögliche Pflegeeltern-Bewerber anspricht.

Auch andere Aktivitäten könnte sich das Team vom Jugendamt vorstellen. Pflege-Eltern-Seminare, bei denen Schulung und Erfahrungsaustausch im Mittelpunkt stehen, werden aber für die Herner vorerst Zukunftsträume bleiben. Denn die allgemeinen Sparmaßnahmen machen auch vor dem Pflegekinderdienst nicht halt. Kostspielige Veranstaltungen werden deshalb in nächster Zeit nicht möglich sein.

Auch ist die zweite Planstelle bisher unbesetzt; Eva Schloemer, 31 Jahre, Sozialarbeiterin, kam im Zuge einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme an den Job und Marion Halter, 30 Jahre, Sozialpädagogin und Sozialarbeiterin, ist halbtags im Dienst. Bei aller notwendigen Sparsamkeit, am Schicksal von Kindern sollte vielleicht doch nicht mit dem Pfennig gefuchst werden.

Pflegeeltern gibt es in Herne - wie erwähnt - noch längst nicht genug. Sollten Sie interessiert sein, dann setzen Sie sich doch bitte mit dem städtischen Jugendamt im Peckelsen-Hochhaus, Hauptstraße 210, Telefon Herne 595-3366, in Verbindung. Dort würde man sich über eine Reaktion freuen.

Angelika Böhrke

Die **WAZ** in Herne**THIELE UND SEIN TEAM**

Vorsicht,
so ungezwungen gibt
sich Michael Thiele,
der Herner WAZ/WR -
Lokalchef,
lange nicht immer.
Aber er kann's,
wie man sieht.



Die WAZ in Herne ist zugleich auch die Rundschau in Herne, aber die WAZ und die Rundschau in Herne sind nicht zugleich die WAZ und die Rundschau für Wanne-Eickel. Denn im Stadtgebiet Herne, so verwirrend ist das nunmal, erscheinen zwei Zeitungen mit demselben Lokalteil – jedoch in zwei verschiedenen Ausgaben.

Um es einfacher darzustellen: die Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ) und die Westfälische Rundschau (WR) haben den 75er Zusammenschluß von Herne und Wanne-Eickel nicht mitgemacht. Deshalb gibt es nach wie vor in beiden Teilen der neuen Stadt eine Lokalredaktion, die für die WAZ und die WR je einen gemeinsamen Lokalteil redigieren. Wer also per Zeitung das gesamte Stadtgebiet im Auge halten will, muß entweder die beiden WAZ-Ausgaben HE und WE oder die beiden Rundschau-Ausgaben BW und BH oder eine Kombination aus beiden abonnieren. Informationsbeschaffung ist in Herne eben ein wenig teurer.

Eine Zeitung mit einem einzigen Lokalteil fürs ganze Herne gab es einmal; das waren die Ruhrnachrichten. Sie haben vor rund zwei Jahren mangels zahlender Leser ihre Lokalausgabe Herne stillgelegt. Und so arbeiten die beiden Lokalredaktionen der WAZ und der WR quasi unter Ausschluß von Konkurrenz aber für eine respektable Öffentlichkeit. Immerhin weist der Verlag für seine zwei Herner Lokalteile in WAZ und WR eine Auflage von insgesamt 50.000 Exemplaren aus.

Wer nun, und darum geht es hier, macht diese beiden Lokalausgaben? Wer sind die Redakteure, die so exklusiv Informationen und Meinungen auswählen und verbreiten? Wie alt sind sie, wie sehen sie aus, woher kommen sie? Über sich selbst schreiben die Schreiber schließlich nicht, obwohl es die Leser bestimmt mit einigem Interesse zu sich nähmen. Aber für so etwas gibt es ja gottlob die Bürgerillustrierte.

Beginnen wir in dieser Ausgabe aus alphabetischen Gründen mit der Lokalredaktion Herne. Sie residiert im Erdgeschoß des Hauses Markgrafen-

straße, Ecke Behrensstraße in einer umfunktionierten Wohnung gleich neben der gemeinsamen Geschäftsstelle der WAZ und der WR. Allerdings, daß sie dort „residiert“, ist angesichts der Räumlichkeiten ein sprachlicher Mißgriff. Besser wäre: „sie ist untergebracht“ oder „sie steckt“; aber auch „sie haust“ trifft noch ziemlich genau die Situation, und wer der Redaktion einen Besuch abstattet, begrüßt anschließend jede Initiative zur Humanisierung der Arbeitswelt.

Verantwortlich (nicht für die Unterkunft sondern fürs Gedruckte) ist Michael Thiele, einer der gewieftesten Skatspieler in Herne-Mitte – was man wissen muß, um zu verstehen, weshalb er die Zeitung stets als Blatt bezeichnet. Der heute 47 Jahre alte Redaktionsleiter braucht sich aber auch als Journalist nicht zu verstecken. Wer trotz der Routine aus 27 Berufsjahren mit immer frischer Neugierde wachsam und kritisch das soziale Leben einer Stadt verfolgt, die nicht oft mit Sensationen dient, ist ein guter Vertreter seines Handwerks.

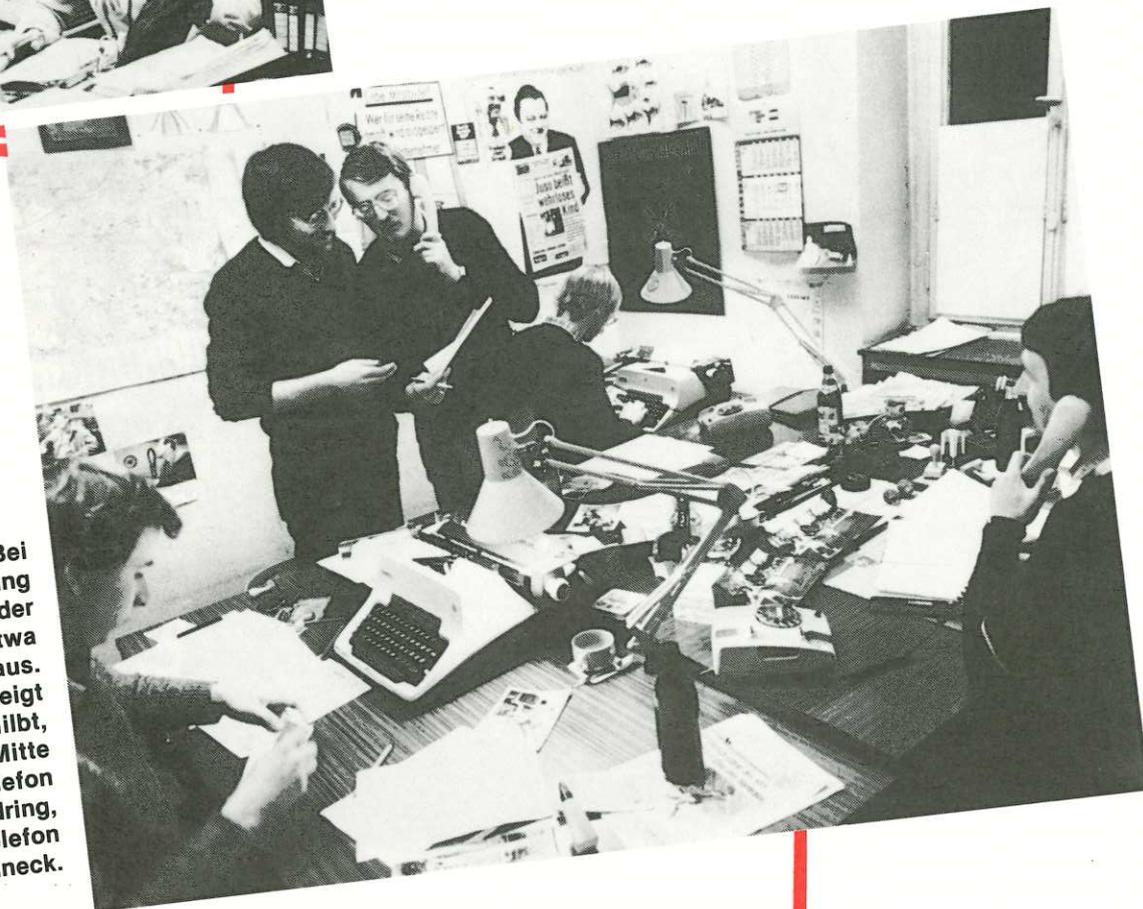
Ein wenig anders steht es um die Menge der Sympathien, die Thiele im Verbreitungsgebiet

seines Blattes hat ansparen können. Der kritische, bisweilen spitze Chronist gewinnt beim sogenannten kleinen Mann, aber er verliert die Gunst derer, die wer sind. Er verliert sie in dem Maße, wie er Zustände als Mißstände interpretiert und mit Namen von lebenden Personen belegt. Der Verlust an Gunst kränkt ihn allerdings nicht erkennbar, weil sein gesellschaftliches Zuwendungsbedürfnis enge Grenzen hat. Im Gegensatz zum üblichen Typ des Redaktionsleiters kommt Thiele nämlich ganz gut ohne die Hautnähe der meinungsbildenden oberen Tausend aus, die einen Smoking besitzen. Dafür schätzt er sie auch schonmal falsch ein – was ihm wiederum Distanz verschafft.

Im Kern ist der oftmals spröde wirkende Thiele Berliner geblieben: ein wenig rotzig aber versöhnlich, lakonisch bis ironisch, gelegentlich zu großzügig oder zu ungenau fürs westfälische Rechtsverständnis, offen, hilfsbereit. Nur sein Desinteresse am Sport („Dafür ist Herr Konring zuständig“) und seine leicht schrullige Tierliebe dürften kaum aus der deutschen Hauptstadt stammen, die er 1953 als Ger-



Regina Silkenbäumer kämpft dagegen an, daß die normale redaktionelle Unordnung in ein Chaos umschlägt.



Bei normaler Belegung sieht der größte der Redaktionsräume etwa so aus. Unser Foto zeigt links Volker Hilbt, in der Mitte mit Telefon Helge Kondring, rechts mit Telefon George Huneck.

manistik-Student und politischer Flüchtling verließ.

In Westdeutschland ging Thiele gleich zur Zeitung: Volontariat und erste Anstellung als Redakteur bei der Rheinpost in Lahnstein, 1955/56 bis 1960 Westfälischer Anzeiger Hamm, 1960 bis 1969 WAZ Bochum, 1969 Leiter der WAZ-Redaktion Herne. Im nächsten Jahr feiert Thiele, Vater zwei erwachsener Kinder, ein bedeutsames Ehejubiläum. Aber das soll vorläufig niemand wissen.

Vom zweiten Mann der WAZ/WR-Redaktion Herne, von Helge Kondring, war schon beiläufig die Rede: er ist für den Sport zuständig und vertritt den Redaktionsleiter. Damit ist dem 40 Jahre alten Journalisten (verheiratet, zwei Kinder) das Kunststück gelungen, sein Steckenpferd zum Beruf zu erheben, denn ursprünglich wurde Kondring fürs querschnittlich Kommunale mit Schwerpunkt beim Kommunalpolitischen bezahlt, und der Spaß am Sport hatte eher private wenn auch leidenschaftliche Züge.

Den Wechsel ins neue Ressort brachten 1974 die Fusion von WAZ und WR und die Auflösung der WR-Kommunalredak-

tionen. Kondring, der bis dahin die Rundschau-Redaktion Wanne-Eickel geleitet hatte, wurde seines Amtes enthoben, nach Herne „versetzt“, und da stand er nun wieder, wie am Beginn seiner Laufbahn, in Reih und Glied – sozusagen ein Konzentrationsopfer. Aber Kondring war schon damals nicht der Typ, der Ruhe gibt. Gut zwei Jahre lang arbeitete er sich auf den Sport zu, half mit, half aus, sprang ein, vertretungsweise, schonmal sonntags, dann jeden Sonntag, erst bei Heimspielen, dann auswärts. Und schließlich hatte auch die Chefredaktion ein Einsehen; sie bestätigte Helge Kondring offiziell als zuständig für den Lokalsport, ja, sie ließ sich sogar davon überzeugen, daß es für beide Herner Ausgaben wenigstens montags und samstags einen gemeinsamen Sportteil geben müsse. Seitdem gibt es ihn, und Kondring hat sein eigenes Reich.

Auch ein wenig ruhiger ist Kondring geworden, als er es in früheren Tagen war. Jedenfalls im Job, denn so lange wie bei der WAZ/WR Herne hat er's anderswo nie ausgehalten. In den zehn Jahren zwischen 1965 und 1975

gab er Gastspiele bei der NRZ, beim Duisburger Generalanzeiger, bei der WAZ Castrop, bei den Westfälischen Nachrichten Münster, bei der WR in Hamm und Gelsenkirchen, bei der WAZ Herne und bei der WR Wanne. Meistens zog er freiwillig weiter, nur den Duisburger Generalanzeiger mußte er notgedrungen aufgeben, weil ihn die WAZ wegkaufte.

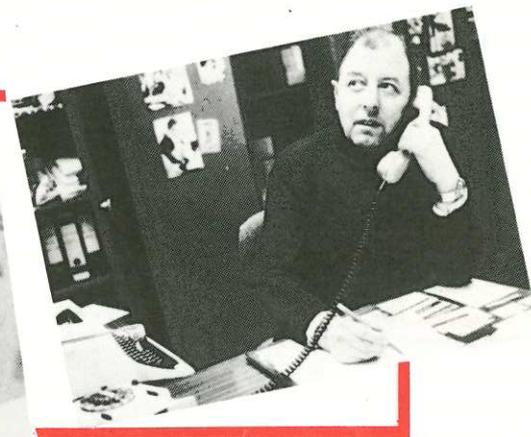
Kondring kennt sich also gut genug aus in Sachen Mobilität. Vielleicht hat er deshalb seit ein paar Jahren alle überschießende Unruhe aufs Radfahren verlegt. Er half mit, die Radsportgemeinschaft Herne zu gründen, und er zählt seitdem zu ihren aktivsten Mitgliedern. Flensburg-Herne bei Regen und Gegenwind in drei Tagen – das ist was nach seinem Geschmack. Dafür, wie gesagt, findet er Ruhe im Beruf.

Übrigens, Journalist hatte Kondring nach dem Abitur (1962 am Pestalozzi-Gymnasium) eigentlich gar nicht werden wollen, obwohl sein Vater, Jan Kondring, als Vorgänger Michael Thieles die WAZ-Redaktion Herne leitete. Des Sohnes Sinn stand mehr nach dem vermeintlich schönen Halbtagsleben der Lehrer. Aber

dazu ist er nicht gekommen. Als die Schulbehörde 1965 den Junglehrer Kondring ins ungeliebte Sauerland schicken wollte, hat er einfach umgesattelt. Ob der Welt auf diese Weise ein guter Lehrer entgangen ist, weiß der Himmel. Daß sie auf diese umständliche Weise einen fachkundigen, beherzten, unabhängigen Sportjournalisten gewonnen hat, läßt sich auch hienieden mit gutem Gewissen beantworten.

Um die Zeit, da George Huneck geboren wurde, vor etwa 35 Jahren, waren seine Eltern gerade auf dem Sprung nach Frankreich. Da wollten sie leben, und das Kind sollte schonmal einen passenden Vornamen haben. Sie sind dann doch in ihrer nordhessischen Heimat, im Waldeckschen, geblieben, aber das Kind hatte seinen welschen Vornamen endgültig weg.

Einem anderen Zufall ist es zu danken, daß George Huneck heute, 35 Jahre später, in Herne Redakteur ist und nicht in Freiburg oder Flensburg oder sonstwo. Er lernte ein Mädchen kennen, das aus Bochum stammt. Der Rest der Geschichte liegt auf der Hand...



Wenn ein Redakteur, hier George Huneck, das eigene Blatt aufschlägt, so tut er's gewiß deshalb, weil er selbst etwas drinstehen hat. - Bert Thiele (oben) heißt nur so wie der Chef; den Unterschied erkennt man daran, daß er von unten nach oben schaut.

Huneck ist der Typ „Netter Junge“, der Mann, den sich Schwiegermütter wünschen: liebenswürdig, höflich, nie vorwurfsvoll wie schon mal sein Redaktionsleiter, nie aufgekratzt wie bisweilen sein Kollege vom lokalen Sport, verbindlich aber nicht vertraulich. Huneck kann zuhören, statt selbst Statements zu halten. Um das Lob des George Huneck voll zu machen: er ist vermutlich der einzige Redakteur am Ort, dem seine „Kunden“ auch dann nicht böse sind, wenn er sie gelegentlich ungenau zitiert oder im Dampf des Redaktionsbetriebs falsch interpretiert. Nach dem Abitur hatte Huneck ursprünglich Psychologie studieren wollen. Das war, so scheint es, nicht nötig.

Was Huneck auf der Redaktion macht? Alles. Vom Bericht über die letzte Ratssitzung bis zum Verkehrsunfall an der Ecke. Huneck schreibt Vereinsmeldungen um, kürzt Leserbriefe, wirft überflüssige Pressedienste in den Papierkorb, schreibt Reportagen, macht Layouts, kocht Kaffee. Wehe den Redaktionen, die keinen Huneck haben. Wie er selbst sich fühlt? „Im großen und ganzen gut!“

Der Junior unter den Redakteuren des Herner WAZ/WR-Teams ist Volker Hilbt, ein waschechter Wanne-Eickeler vom Jahrgang 1958. Nach dem Abitur, das er 1976 am Eickeler Jungen-Gymnasium bestand, steuerte er gleich ohne Umschweife auf die Zeitung zu und landete – na, wo schon? – bei der WAZ. Aber Ausbildungsplätze sind auch bei den großen Blättern knapp. Hilbt mußte sich zweieinhalb Jahre lang als freier Mitarbeiter gegen Zeilenhonorar durchschlagen, bis er als Volontär aufgenommen wurde.

Von da an ging's bergauf. Nach rund eineinhalbjähriger „Lehrzeit“ übernahm ihn der Essener Zeitungskonzern als Redakteur für die Ausgabe Herne. Allerdings, was Hilbt dort tut, ist ungewöhnlich. Er hat nämlich zwei halbe Stellen, er „gehört“ sozusagen fifty-fifty zum rein Lokalen und zum Lokal-sport. Sein Herz ist aber durchaus nicht halbiert, es schlägt ganz überwiegend für den Sport. Und wenn Hilbts Blütenräume aufgehen (die Chancen sollen gut sein), wird er in absehbarer Zeit gemeinsam mit Kondring nur noch lokalen Sport machen.

Von diesem Zeitpunkt an sollen beide Herner Ausgaben an allen Erscheinungstagen mit einem gemeinsamen Sportteil herauskommen.

Ob er denn alle Sportarten wie ein Vater seine Kinder gleichermaßen lieb habe, wollte „Unsere Stadt“ von ihm wissen, weil in letzter Zeit der leise Vorwurf zu hören war, Hilbt bevorzuge in der Berichterstattung die DSC-Handballer. „Natürlich ist der Handball“, räumte er ein, „so ein bißchen mein Favorit.“ Aber deshalb werde keine andere Disziplin zu kurz kommen – was man dem Junggesellen ruhig abnehmen sollte.

Vom Kriegsjahrgang '44 ist der Stammpfotograf der Redaktion, Bildredakteur Peter Monschau; er bat darum zu erwähnen, daß er Waage-Typ ist – bitteschön! Ansonsten bedürfte es eigentlich keiner weiteren Beschreibung, denn dazu ist Monschau zu bekannt im Städtchen. Und zu populär. Würde er Sigismund heißen, wäre sogar die Frage erlaubt, was er dafür kann, daß er so ... Gleichwohl legt der Junggeselle wert auf die Feststellung, er habe im Leben nur wenig Dummheiten gemacht (eine hat

er sich nachweislich verkniffen).

Monschau, von Geburt und Jugendzeit Essener, war nach dem Wunsch der Eltern zunächst Kaufmann geworden. Aber in diesem Beruf hielt er's nicht lange aus. Er ging in die Fotografenlehre, absolvierte sie in verkürzter Lehrzeit und landete bei der WAZ, wo er's, mit Bundeswehr-Unterbrechung, bis heute ausgehalten hat. Da Monschau als Fotograf vermutlich mehr von Herne und Wanne-Eickel sieht als jeder andere Mensch in unserer Stadt, wollten wir von ihm wissen, wie er denn so findet, was er sieht. Gut, sagt Monschau, findet er's: „In Herne hat sich seit März 69, als ich herkam, mehr getan als in den hundert Jahren vorher!“

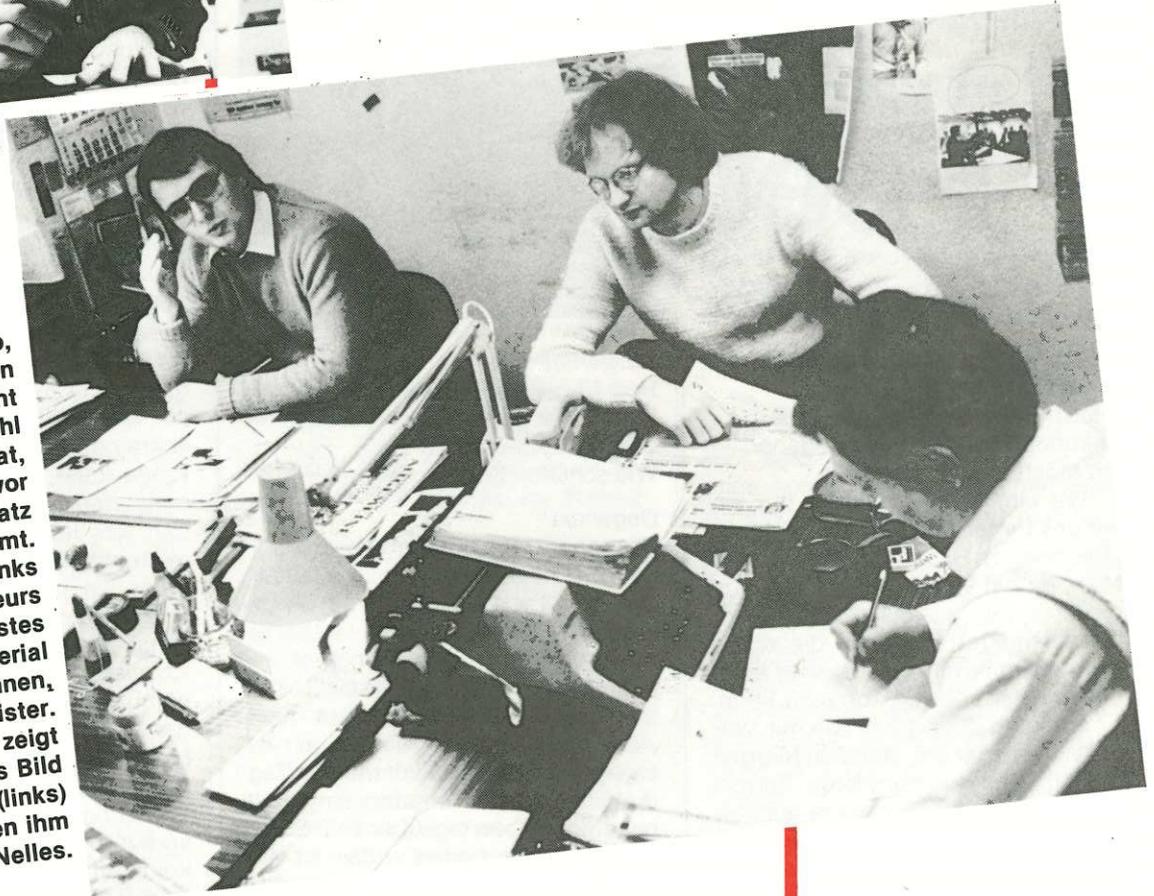
Ja, Komplimente kann Monschau machen, und an weibliche Adressen wie „die Stadt“ sind sie auch nur selten ironisch gemeint.

Zum festangestellten Stamm der Redaktion gehört, last not least, der gute Geist des Betriebs, Regina Silkenbäumer, die auch dann noch die Ruhe bewahrt und mit ruhiger Hand Kaffee ausschENkt, wenn Thiele + Co mal wieder so wirken, als bekämen sie die Ausgabe für den nächsten



Zum Zeitungsmachen gehört auch das Spiegeln - die Kunst, den am Tage fabrizierten Stoff abends möglichst gefällig auf dem meist zu knappen Platz unterzubringen. Hier versucht sich an diesem Problem WAZ-Volontär Hans Patrick Nelles.

Für dieses Foto, das wie alle anderen zu unserem Bericht „geknipt“ hat, wurde extra zuvor der Arbeitsplatz aufgeräumt. Unten links ist des Redakteurs wichtigstes Arbeitsmaterial zu erkennen, der Kleister. Ansonsten zeigt das Bild George Huneck (links) und neben ihm Hans Patrick Nelles.



Tag nicht fertig (obwohl bekanntlich der Herner Lokalteil nie mit weißen Flecken erschienen ist). Regina Silkenbäumer arbeitet erst seit drei Jahren wieder außer Haus. Bis dahin war sie im Haushalt und mit ihren heute 15 und elf Jahre alten Kindern beschäftigt. Auf der Redaktion verkörpert sie gewissermaßen das Ordnungsprinzip, denn sie führt den Terminkalender, und ein gut geführter Terminkalender ist in einem seiner Natur nach leicht chaotischen Arbeitsmilieu fast die halbe Miete. Womöglich verdankt sie ihren Ordnungssinn der Stadtverwaltung, dort hat sie von 1964 bis 1966 ihre Lehre gemacht. Aber mit der Ordnung allein ist es nicht getan. Eine gute Redaktionssekretärin erledigt die Post, schleust die Telefonate an den richtigen Mann, wimmelt höflich die falschen Besucher ab und ersetzt anderen den Anwalt oder den Seelsorger, sorgt für die Mitarbeiter-Honorare. Und das alles auf einem 67-Prozent-Job (drei Stunden vormittags, zwei Stunden nachmittags), den sie seinerzeit im Anzeigenteil der WAZ entdeckte. Eine komplette Zeitung für sechs Tage pro Woche würden

die Redakteure Thiele, Kondring, Huneck, Hilbt und Monschau und ihre Redaktionssekretärin Silkenbäumer, auch wenn sie noch fleißiger wären, allein nicht zustandebringen. Deshalb gibt es bei den Zeitungen die Pauschalisten und freien Mitarbeiter. Die komplette Liste all derer, die bei der Herner WAZ/WR mitarbeiten, würde vermutlich nicht einmal Thiele auswendig aufsagen können. Deshalb beschränkt sich auch „Unsere Stadt“ in ihrer Aufzählung auf die geläufigeren Namen. Da wären zuerst Heide Amthor-Zeppenfeld und Franz-Josef Treige, die in einem Atemzug genannt werden müssen, weil sie ehemals in Herne Redakteure waren und derzeit als Berufsbezeichnung „Student“ angeben. Beide waren, unabhängig voneinander, zu der Einsicht gekommen, ein Universitätsstudium werde ihnen größere berufliche und persönliche Ausblicke verschaffen. Aber anders als viele andere, die ebenso denken, sind die beiden dieser Einsicht auch gefolgt. Sie legten ihre Redakteurswürden per Kündigung ab und drückten seitdem die Bochumer Hörsaalbänke. Heide

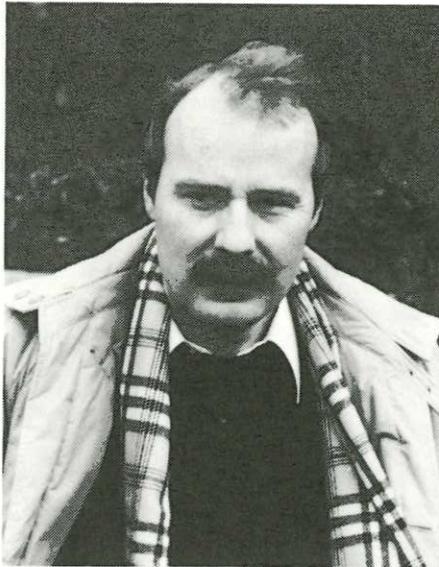
Amthor-Zeppenfeld, die früher fulltime das lokale Feuilleton redigierte, studiert Ur- und Frühgeschichte und arbeitet im Moment an ihrer Dissertation; Treige entdeckte seine Liebe zu den Rechtswissenschaften, er bereitet sich bereits auf die erste Staatsprüfung vor. Auf ein Berufsziel haben sich beide noch nicht festgelegt. Da sie jede Atempause im Studium journalistisch nutzen, liegt allerdings die Vermutung nahe, daß sie wieder werden, was sie waren – Journalisten eben, aber mit höheren Weihen. Die WAZ/WR Herne wäre völlig unzulänglich beschrieben, wenn nicht Berti Thiele wenigstens erwähnt würde. Er heißt zufällig so wie der Redaktionsleiter, und er gehört anscheinend zur Einrichtung wie sein Chef. Ansonsten weisen die beiden keinerlei Ähnlichkeiten auf. Der kleine, leicht gebeugte, meist milde lächelnde, seit Jahrzehnten gleich alt aussehende Berti ist so eine Art Redaktions-Faktotum, dem die „Festen“ in einer schwer erklärlichen Mischung aus rüder Abweisung und familiärer Anhänglichkeit verbunden sind. Sie lieben ihn nicht, aber sie brau-

chen ihn, denn Berti ist allzeit bereit, macht alles, schreibt, fotografiert, hat keine freien Tage, keinen Urlaub, kurt nicht, meckert nicht, nimmt das Telefon ab, wenn keiner sonst was hören will. Unüberschaubar ist die Reihe der WAZ/WR-Sportmitarbeiter. Wer sie alle auf einmal erleben will, hat dazu jeweils sonntags die Gelegenheit, wenn sie auf der hoffnungslos überfüllten Redaktion das Kunststück vollbringen, übereinander, untereinander, durcheinander und gegeneinander eine lesbare Sportausgabe zu fabrizieren. Aber irgendwie gelingt es immer wieder – wie überhaupt immer wieder Zeitungen zustandekommen, denen man nicht ansieht, wie sie zustandekamen. Das sollte bedenken, wer hier oder da Fehler oder Ungenauigkeiten oder Voreiligkeiten im Blatt entdeckt.

Manfred Gutzmer

Der Polizist als Poet

Volker W. Degener



Erster Kontakt, telefonisch:
„Polizeiwache Langendreer“
„Herr Degener hätte ich gerne.“
Sekunden später: „Herr Degener,
ich möchte Sie interviewen.“

Wir einigen uns schnell, nur wo wir uns treffen, steht noch nicht fest. „Bei Ihnen zu Hause,“ schlage ich vor. Nein, da hat er was gegen. So ohne weiteres geht das nicht. Er sei nämlich Demokrat und über die Köpfe seiner Familie hinweg könne er nicht entscheiden, ob ich kommen kann.

Ich kann aber doch, wie mir Volker W. Degener am nächsten Morgen mitteilt. Zum verabredeten Termin fahre ich, ein nicht gerade leichtes und handliches Tonbandgerät unter dem Arm, zu Degeners. Lockeres Vorgespräch im Arbeitszimmer des Dichters. Wir stellen fest, daß wir Gewerkschaftskollegen sind. Ähnliche Probleme ähnlicher Berufe lassen uns schnell Gesprächsstoff und Kontakt finden.

Degener (Jahrgang 1941) wirkt auf mich engagiert und dabei doch sehr besonnen. Er ist ein Mann der Tat: ihm liegt es, Probleme nicht nur zu erkennen und zu beschreiben, sondern sie auch anzupacken. Beweis: am folgenden Tag hält Degener vor dem Kulturausschuß des Landtags ein Referat über die finanzielle Lage im Literaturbereich.

Außerdem arbeitet er in zahlreichen Gremien, vom Programmbeirat des WDR bis zur umweltschützenden Bürgerinitiative in Börnig. Gespräche bei Politikern stehen auf der Tagesordnung. Das Bundeskanzleramt befragte ihn zum Thema „Dialog mit der Jugend“. Bundesbildungsminister Engholm holte Degeners Rat ein.

Engagierte Arbeit zwischen Beruf, Familie, Verbandstätigkeit und Literaturbetrieb – darum soll es auch in dem Interview gehen. Ich schalte das Tonband ein.

Bürgerillustrierte:

Herr Degener, Sie sind Schriftsteller, Funktionär im Schriftstellerverband und hauptberuflich auch Polizist. Wie schaffen Sie das eigentlich?

Degener:

Das schafft man nur durch eine ziemlich eiserne Arbeitsdisziplin, und dadurch, daß man auf bestimmte Dinge in seiner Freizeit verzichtet, beispielsweise den konstanten Fernsehkonsum. Wenn man das wegläßt, hat man das Gefühl, daß man doch noch ziemlich viel Freizeit hat. Bei mir ist es eigentlich so, daß ich meinen Tag durch diese drei Aufgaben eingeteilt bekomme. Eben tagsüber acht Stunden normal arbeiten – das ist ein Büroalltag; danach kommt die Familie zu ihrem Recht; abends das Funktionärsdasein und das Autorenleben.

Bürgerillustrierte:

Ziehen Sie eine dieser Tätigkeiten vor?

Degener:

Wenn ich vom Verdienst ausgehe, muß ich natürlich meinen Hauptberuf vorziehen. Wenn ich von meinem größten Berufswunsch ausgehe, ja, dann würde ich natürlich das Schriftstellerdasein vorziehen. Und dieses Funktionärsdasein, das ich also noch nicht einmal als ein echtes Funktionärsdasein empfinde, das ergibt sich ja zwangsläufig aus meiner literarischen Tätigkeit. Dadurch, daß ich eben sehr viele Autoren kennengelernt habe, sie auch in ihren Schwierigkeiten kenne und versuche, da so ein bißchen Hilfestellung zu leisten.

Bürgerillustrierte:

Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, Bücher zu schreiben und diese auch zu veröffentlichen? Warum schreiben Sie?

Degener:

Viele Fragen auf einmal. Ja, wie ich dazu gekommen bin. Ich habe schon als Pennäler geschrieben. Gedichte, Kurzgeschichten – so für den Hausgebrauch. Habe dann den Berufswunsch gehabt, Schriftsteller zu werden. Merkte aber, daß die mir bekannten Schriftsteller ihre Schwierigkeiten hatten, finanziell ökonomisch klarzukommen, und habe mir dann gesagt, du mußt einen mehr oder weniger vernünftigen Beruf erlernen, der dich und vielleicht später deine Familie ernährt, und solltest dann vielleicht irgendwo in deiner Freizeit die Chance nutzen, weiter zu schreiben. In der damaligen Hoffnung, daß ich vielleicht mal meinen Hauptberuf aufgeben könnte, um freier Autor zu sein. Aber die Verhältnisse im Literaturbetrieb sind nicht so, daß man genug Mut zusammenbringt, um das zu verwirklichen. Und warum ich schreibe: Das sind also Diese Frage kann man nur zum Teil beantworten. Als ich anfang zu schreiben, war das für mich das Bedürfnis, mich mit bestimmten Dingen, mit Personen, mit Problemen auseinanderzusetzen. Ich habe nur für mich geschrieben. Später war es so, daß ich mich dann um bestimmte Themen bemühte. Und heute schreibe ich zu ganz bestimmten Themen, die mich besonders interessieren und beschäftigen. Und das Veröffentlichen, tja, das bringt mir die Möglichkeit, mit anderen Leuten ins Gespräch zu kommen und bietet so etwas wie eine Brücke zu anderen Menschen hin. Ich schreibe also nicht hauptsächlich um des Geldes willen, sondern einfach, um mit anderen, mit fremden, mit anders gearteten Menschen über bestimmte Dinge sprechen zu können. Und ein Buch ist immerhin noch heute eine Basis für ein Gespräch.

Bürgerillustrierte:

Woher kommen denn die Anregungen für ihre Geschichten, Bücher?

Degener:

Die Anregungen kommen aus meinem normalen Alltag – vielleicht auch aus meinem Polizistenleben. Denn, selbst wenn man das so in der Öffentlichkeit nicht glauben mag, wir spüren schon immer sehr frühzeitig, welche gesellschaftlichen Veränderungen sich abzeichnen. Und machen uns, auch das nimmt man uns sicherlich nicht so schnell ab, da auch Gedanken über solche Entwicklungen und die Hintergründe, und kennen sie auch meistens, ohne daran viel ändern zu können. Als Schriftsteller habe ich dann die Möglichkeit, mich eines bestimmten

Themas besonders zu widmen und zu recherchieren, so daß ich also dann hinter solche thematischen Schwerpunkte steige und eben darüber auch schreiben kann. Und Ideen und Probleme gibt es ja zu Hauf.

Bürgerillustrierte:

Sie sprachen Ihren Polizistenalltag an. Da habe ich auch mehrere Fragen zu. Ich denke mir, leben Sie nicht in einem ständigen Widerspruch, denn ich erwarte zum Beispiel von einem Schriftsteller eine gewisse Distanz und Kritikfähigkeit gegenüber der Gesellschaft. Ein Polizist dagegen verkörpert für mich etwas ganz anderes. Er soll doch das bestehende Recht und die bestehende Ordnung hüten. Und Kritik zu üben fällt doch kaum in seinen Arbeitsbereich. Oder?

Degener:

Beantworten wir mal die Frage von hinten. Der moderne Polizist stellt zwar einen Hüter der Ordnung dar, aber unsere Ordnung ist ja, wenn man das Grundgesetz betrachtet, so weit gefaßt und sozial eingestellt, daß man durchaus in diesem Rahmen einiges tun kann und tun sollte, um mitzuhelfen, die Gesellschaft weiterzuentwickeln, zu einem wirklich demokratischen Staat. Und da meine ich, wäre die Polizei durchaus zu geeignet. Ob sie das immer tut, das sei dahingestellt – zumindest. Und insofern ergänzen sich diese beiden Berufe bei mir. Ich bin durchaus – so sehe ich mich jedenfalls – ein fortschrittlicher Polizist, der sich den Themen des Tages auch als Polizist stellt. Und wenn ich also noch weiter einsteige in solch ein Tagesthema, dann kann ich das natürlich noch etwas stärker als Schriftsteller. Und beide Berufe, tja wie soll man sagen, befruchten sich gegenseitig. Ich wäre sicherlich nicht dieser Polizist, wenn ich kein Schriftsteller wäre. Andersherum wäre ich auch sicherlich nicht dieser Schriftsteller, wenn ich nicht im Hintergrund das Polizistendasein hätte.

Bürgerillustrierte:

Aber sind sie nicht vielleicht nur ein progressives Aushängeschild für eine an sich konservative Einrichtung? Und sind Sie nicht vielleicht deshalb geduldet, weil Sie zum Image der Polizei beitragen können?

Degener:

Das kann durchaus sein. Das Empfinden habe ich hin und wieder auch, ja.

Bürgerillustrierte:

Wie stehen denn Ihre Vorgesetzten und Kollegen zu Ihrer Arbeit?

Degener:

Eigentlich viel positiver als das vielleicht die Allgemeinheit erwartet. Mein Polizeipräsident kennt also, wie er mir sagt, im Grunde jede Zeile von mir und hat mir in einem persönlichen Gespräch auch gesagt, daß er das gutheißt. Und meine übrigen Kollegen sind immer sehr neugierig auf das, was ich neu veröffentliche, und besorgen sich von mir auch eine ganze Menge Bücher. Das heißt also, sie besorgen sie sich nicht nur, sie lesen sie auch und sie sprechen mit mir darüber. Daraus kann ich schließen, daß man sich durchaus mit dem, was ich publiziere, zumindest auseinandersetzt.

Bürgerillustrierte:

Ich habe zum Beispiel bei ihren Kinderbüchern, so ist mein Eindruck, das Gefühl, daß Sie sich darum bemühen, den netten und hilfsbereiten Polizisten vorzustellen. Deckt sich das damit, wie Sie Ihren Beruf erleben. Und wieso sind Sie Polizist geworden?

Degener:

Ich will in diesem einen Kinderbuch, das Sie da ansprechen, zeigen, daß Kinder eben keine Angst haben sollen vor Polizisten. Will aber auch zeigen, daß Polizisten auch Menschen sind, Schwächen haben – das steht in diesem Buch ja auch drin. Auf der anderen Seite habe ich die Hoffnung, daß auch Polizisten dieses Buch einmal in die Hand bekommen und reingucken und mal merken sollen, wie Kinder vielleicht empfinden, wenn sie mit einem Polizisten zusammentreffen. Warum ich überhaupt Polizist geworden bin, ist Zufall. Mein Vater war Polizeidirektor in Bochum, auch mal hier der Leiter der Polizei in Herne – eine zeitlang. Und, eigentlich wollte ich Lehrer werden. Nun hat ein Freund von meinem Vater mich aber überredet und hat gesagt, du kannst auch bei der Polizei Lehrer werden. Deswegen bin ich dahin gegangen. Hab die übliche Ausbildung dort gemacht. Nachdem ich Kommissar wurde, war ich anschließend sechs Jahre als Fachlehrer tätig an verschiedenen Schulen.

Bürgerillustrierte:
Polizeischulen?

Degener:

Ja – Habe dort hauptsächlich die Fächer Psychologie und Staatsbürgerkunde, Geschichte unterrichtet. Naja, nach sechs Jahren wurde das zu sehr Routine und dann habe ich mich nach Bochum zurückgemeldet, weil ich hörte, daß im Uni-Center eine neue Polizeiwache gebaut wurde und schon hörte, daß es dort

wohl sehr schwierig sei, als Polizist zu arbeiten. Das hat mich gereizt. Deswegen habe ich mich dorthin beworben und habe die Stelle eines Wachleiters bekommen. Das habe ich dann drei Jahre gemacht und bekam dann einen größeren Bereich zugewiesen, so daß ich also jetzt in Bochum-Langendreer arbeite.

Bürgerillustrierte:

Wie entstehen denn ganz konkret Ihre Bücher? Setzen Sie sich sonntags oder an Ihren freien Tagen hin und dichten?

Degener:

Tja, mit dem Dichten ist das so eine Sache. Ich bin also jetzt in der letzten Woche in einer Schule in Moers auch so vorgestellt worden „Kinder, seid mal ruhig. Hier ist euer Dichter, und ihr hört jetzt seine Dichterlesung.“ Da hatte ich so das Gefühl, daß man meint, da kommt jetzt so ein kleiner Idiot, seid schön still und hört euch seine komischen Gedichtchen mal an. Und die Kinder waren nachher sehr erstaunt, daß ich von der Sprache und vom Inhalt der Bücher her genau das ansprach, was ihnen so ein bißchen auf der Seele liegt. Und das ist für mich der wichtigste Ansatz dabei. Ich suche mir also Themen heraus, aus dem Alltag, die vielleicht andere Autoren auch noch nicht behandelt haben und die mich gegenwärtig vielleicht auch besonders interessieren. In diesem Fall war es beispielsweise ein Buch über Gewalt gegen Kinder. Und das Buch entsteht eben abends oder in den Nachtstunden – ich arbeite also oft bis Mitternacht – oder am Wochenende. Und weil es also recht gründliche Arbeiten werden sollen, muß ich natürlich auch eine ganze Menge recherchieren. Beispielsweise bei diesem Buch mußte ich zum Kinderschutzbund anrufen, erfragen, Akten studieren, um dann wirklich authentisch darüber schreiben zu können.

Bürgerillustrierte:

Das geht zeitlich und finanziell ganz zu Ihren Kosten? So eine Recherche?

Degener:

Ja.

Bürgerillustrierte:

Holt das Buch das wieder raus? Finanziell?

Degener:

Ich muß also, bevor ich ein Buch auf den Markt bringe, sowohl finanziell, eben durch Recherchen und Reisen, investieren, vor allem auch sehr viel Zeit investieren. Ob das wieder herauskommt, das wage ich zu bezweifeln. Allgemein kann man sagen, daß

ein Schriftsteller von seinen Büchern wohl nicht leben kann. Er kann es dann, wenn er in die Zweitauswertung geht, das heißt, wenn die Bücher übersetzt werden. Bei mir ist es also im Augenblick so, daß ein Roman ins Ungarische übersetzt wird, daß das neueste Kinderbuch gerade ins Holländische übersetzt wird. Dann kommt also noch einmal ein zusätzliches Honorar. Und durch Leseveranstaltungen kann man seinen Verdienst auch aufbessern – was bei mir allerdings nicht im Vordergrund steht.

Bürgerillustrierte:

Wie reagiert denn Ihre Familie auf Ihre Schriftstellerei und auf Ihre andere Tätigkeit, die damit in Zusammenhang steht?

Degener:

Ja, meine Kinder kennen mich ja nicht anders als in der Form, daß ich Polizist bin und schreibe. Insofern haben sie also keinen Vergleich. Daß ich sicherlich nicht ganz vergleichbar bin mit anderen Familienvätern, das liegt auf der Hand. Aber sie haben dabei eben auch einen gewissen Vorteil, daß sie mit Menschen zusammenkommen, die man normalerweise eben nicht antrifft. Das hier Schriftsteller ins Haus kommen, daß sie mit mir zur Buchmesse fahren, daß wir eingeladen werden von recht interessanten Leuten, sie zu besuchen. Sie reagieren also – naja – ziemlich gelassen und setzen sich natürlich mit meinen Texten auch auseinander. Nur von ihnen zu erwarten, daß sie konkrete Textkritik üben, daß ist wahrscheinlich etwas zuviel verlangt. Zumal sie ja hinter jedem Text mich wiedererkennen und das im Grunde auch gut finden, was ich mache.

Bürgerillustrierte:

Ja, aber vielleicht erkennen die sich in Ihren Texten auch wieder?

Degener:

Ja, ein bißchen schon.

Bürgerillustrierte:

Ich könnte mir vorstellen, daß das so ein Familienleben bereichern kann – oder auch nicht.

Degener:

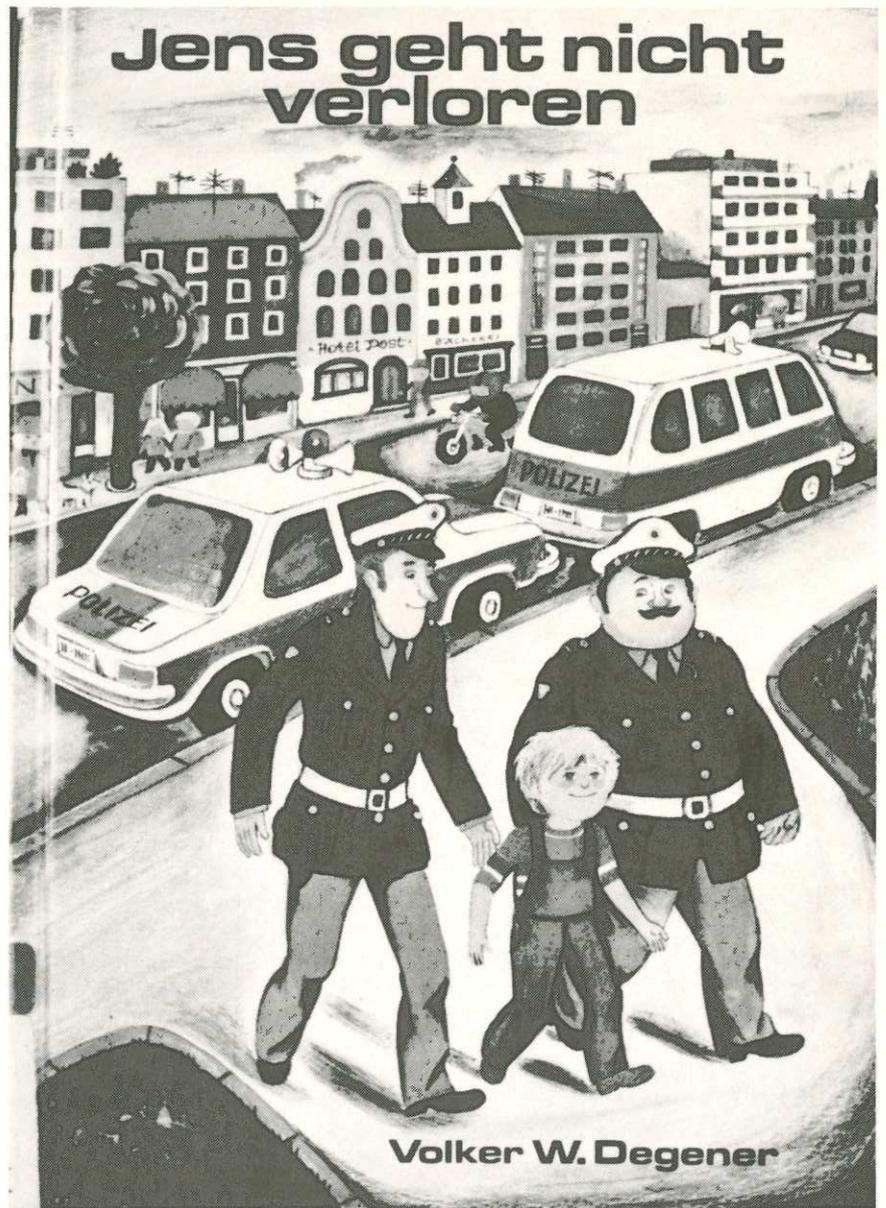
Ja, als sie noch kleiner waren, konnten sie sich vielleicht ein bißchen in den Geschichten, die ich schreibe, wiedererkennen.

Bürgerillustrierte:

Sind die Namen auch gleich in den Kinderbüchern, zum Beispiel Katja?

Degener:

Zum Teil ja. Das hat sich einfach ergeben, weil das früher Vorlesege-



sichten waren, so daß ich das also einfach dringelassen habe. Ja, das wäre also so zu der Familiensituation zu sagen.

Bürgerillustrierte:

Hat es im Laufe ihrer schriftstellerischen Tätigkeit Höhepunkte gegeben und sind diese identisch mit den offiziellen Höhepunkten. Ich denke da zum Beispiel an die Verleihung des Förderpreises für junge Künstler, den sie 1976 bekommen haben.

Degener:

Ja, man muß wirklich unterscheiden zwischen öffentlichen Höhepunkten und Höhepunkten, die man selbst empfindet, wenn man etwas schreibt – veröffentlicht. So ein Preis ist natürlich immer eine schöne Sache, weil man damit öffentliche Anerkennung erfährt. Wenn jemand soviel Zeit in das Schreiben investiert, dann tut es ihm gut, wenn er hin und wieder mal öffentliche Anerkennung dafür be-

kommt. Denn er schreibt ja auch ein wenig stellvertretend für die Leute, die sich nicht so artikulieren können. Bei mir ist es halt so, daß ich oft Personen in meinen Büchern habe, die zu den Unterprivilegierten gehören, zu denjenigen, über die also nicht ständig geschrieben wird. Auch in der normalen Presse nicht. Dann gibt es, wie gesagt, beim Schreiben innere Höhepunkte, beispielsweise dann, wenn man das Gefühl hat, ein Buch abgeschlossen zu haben, und vor allen Dingen das Empfinden spürt, es ist gelungen.

Bürgerillustrierte:

Sie sind Vorsitzender des Landesbezirks Nordrhein-Westfalen des Verbandes deutscher Schriftsteller. Wie sieht dort Ihre Tätigkeit aus?

Degener:

Zunächst einmal sollte man vielleicht sagen, daß wir jetzt fast vierhundert Schriftsteller hier in Nordrhein-Westfalen organisiert haben – einfach um



Veröffentlichungen:

Du Rollmops, Roman
Dortmund 1972, Wulff-Verlag,

Kehrseiten und andere Ansichten,
Lyrik und Prosa
Recklinghausen 1973,
Georg Bitter-Verlag

Jens geht nicht verloren,
Kinderbuch
Hannover 1973,
Fackelträger-Verlag,
Göttingen 1977, W. Fischer-Verlag,
(Neuaufgabe)

Katja fragt sich durch, Kinderbuch
Würzburg 1975,
Arena-Verlag

Heimsuchung, Roman
Stuttgart 1976,
Deutsche Verlags-Anstalt

Einfach nur so leben,
Erzählungen
Stuttgart 1978,
Deutsche Verlags-Anstalt

Mit Blaulicht und Martinshorn,
Jugendbuch
(Mitverfasser R. Bottländer)
Balve 1981,
Engelbert-Verlag

Geht's uns was an?, Erzählung
Reinbeck 1981,
Rowohlt Taschenbuch Verlag,
rotfuchs 265

Außerdem gibt Degener verschiedene Publikationen heraus, hat Beiträge zu Anthologien verfaßt, war mit Hörspielen und Funke Erzählungen im Radio zu hören.

mal zu zeigen, welcher Arbeitsaufwand dann erforderlich ist. Ich kümmere mich hauptsächlich um jüngere Autoren. Um ihnen Hilfen zu geben in Richtung Verlagsveröffentlichung, in Richtung Rundfunk und Fernsehen. Und auf der anderen Seite kümmere ich mich vor allen Dingen um ältere Autoren, denn die fallen beim Literaturbetrieb so im Alter von etwa 60 Jahren hinten herunter, weil sie von den Medien einfach nicht mehr beschäftigt werden, und weil sie sich in den neuen Medientechniken nicht mehr auskennen. Sie schreiben vielleicht noch ihre Novellen, ihre Kurzgeschichten, aber sie finden kaum noch Publikationsmöglichkeiten, zumal ja die Tagespresse ihre Feuilletons entweder total eingestellt hat oder eben auf knappe Kulturberichterstattung reduziert hat, so daß originäre Literatur kaum noch stattfindet. Dann, für den Verband, setze ich mich ein für öffentliche Förderungen, Leseveranstaltungen, habe Verhandlungen mit Kulturdezernenten, mit dem Kultusminister, eigentlich mit allen Kulturverwaltern im Lande, um sie auf die doch recht schlechte Situation der Schriftsteller in unserem Lande aufmerksam zu machen.

Bürgerillustrierte:

Herr Degener, welche Beziehung haben sie eigentlich zu Herne. Sie kommen doch aus Berlin.

Degener:

Ja, das ist eine sehr schwierige Frage, weil sie kaum zu beantworten ist. Daß ich hier in Herne gelandet bin, ist ein Zufall des Lebens. Meine Eltern haben hier eine zeitlang gelebt, weil mein Vater hier in Bochum beschäftigt war. Ich bin einfach wieder nach Herne zurückgekehrt, weil ich hier eine Wohnung gefunden habe, als ich meine Familie gründete – wie man so schön sagt – und hatte, da war ich mir mit meiner Frau einig, das Ganze nur als Durchgangsstufe geplant. Aber irgendwo schlägt man dann Wurzeln, und diese Wurzeln werden immer größer und verzweigter. Und sich dann wieder aus dem Erdboden abzuheben, das dürfte dann immer schwerer werden, zumal inzwischen meine beiden Kinder sagen, wir haben hier unsere Freunde, wir haben hier unsere sozialen Kontakte, wir wollen hier nicht weg. Ich hatte also schon des öfteren damit geliebäugelt, hier wegzuziehen. Hatte auch konkrete Angebote sogar den Beruf zu wechseln, dann in eine weit entfernte Stadt zu gehen. Aber meine Kinder haben dann den Ausschlag gegeben, daß ich also hierbleibe. Auf der anderen Seite kann ich sagen,

Herne ist überschaubar für mich. Es ist also nicht so eine Riesenstadt wie Berlin, bei der man kaum noch wirklich einen politischen oder kulturellen Durchblick hat. Insofern fühle ich mich also nicht absolut unwohl hier und versuche auch auf meine Art und Weise in bescheidenem Rahmen ein wenig meine Ansichten in verschiedenen Gremien durchzusetzen.

Bürgerillustrierte:

Ja, ist denn noch etwas ungesagt, was sie gern sagen wollten?

Degener:

Nein, eigentlich nicht. Vielleicht sollten wir ganz kurz noch einmal auf die Tagung des Schriftstellerverbandes im nächsten Jahr eingehen. Ich verspreche mir davon nicht nur zwei angenehme Tage für mich und meine Kollegen hier in Herne und in dem durchaus hervorragenden Kulturzentrum, sondern ich verspreche mir einmal für die Schulen, denen wir etwa 50 bis 60 Autorenlesungen bieten werden, eine interessante Konfrontation mit moderner Literatur und mit Gegenwartsautoren. Und ich verspreche mir auch ein wenig Anregung für das Herner Kulturleben und würde mich natürlich sehr freuen, wenn solche Gruppen wie die Schreibwerkstatt der Volkshochschule noch einen größeren Zulauf bekämen und sich eben all diejenigen Institutionen, die sich um das Buch bemühen, einen gewissen Auftrieb erfahren würden. Denn in Herne scheint mir das durchaus notwendig.

Bürgerillustrierte:

Das war ein gutes Schlußwort, Herr Degener. Ich danke Ihnen. Verraten Sie mir und den Lesern zum Schluß noch das ominöse W.?

Degener:

Da muß ich leider sagen: da ich soviel Individualität in meinem Beruf aufgeben muß, möchte ich das als individuelles Merkmal behalten, so daß ich also nur die Leser auffordern kann zu raten, was sich da wohl hinter verbergen kann.

Bürgerillustrierte:

Wunderbar. Danke schön!

Angelika Böhrke

Nach den seit 1976 jährlich stattfindenden, auch international vielbeachteten „Tagen alter Musik in Herne“ und den damit verbundenen Instrumentenausstellungen, war man in Fachkreisen beinahe geneigt, von Herne als einer „Musikstadt“ zu sprechen. Dem stand allerdings entgegen, daß Herne als einzige kreisfreie Stadt in Nordrhein-Westfalen bislang keine eigene Musikschule hatte. Ein Mangel, den vor allem auch der zuständige Kulturdezernent, Joachim Hengelhaupt, erkannte. Seinem Engagement für eine eigene städtische Musikschule mochten sich, nach durchaus kontroverser Diskussion, schließlich auch die Herner Kommunalpolitiker nicht verschließen und am 12. Juni 1980 wurde vom Rat mit großer Mehrheit „die Errichtung einer Musikschule in städtischer Trägerschaft“ beschlossen.

Mit dem Aufbau dieser Einrichtung wurde Ekkehard Hennes beauftragt. Bei seiner Vorstellung vor dem Kulturausschuß des Rates schockte der frischgekürte Musikschulleiter zunächst die anwesenden Politiker: knapp dreißig hauptamtliche und entsprechend mehr nebenamtliche Lehrkräfte seien nötig, um bedarfsdeckend zu arbeiten, führte Hennes aus. Dann allerdings zeigte er, daß er die finanzielle Leistungsfähigkeit der Stadt realistisch einzuschätzen vermag. Hennes legte ein Konzept vor, daß den Betrieb der Musikschule zunächst nur mit zusätzlichen nebenamtlichen Kräften vorsieht. Daß dies ohne Qualitätseinbußen möglich ist, davon ist Hennes überzeugt. Seinen Erfahrungen nach, sind viele hochqualifizierte Musiker als Lehrer an Musikschulen sowieso nur auf dieser Basis zu verpflichten.

Anfang 1982 soll es dann losgehen, und zwar mit einem vollen Programm: für die Jüngsten (4 Jahre) mit einem Kurs „musikalische Früherziehung“, der spielerisch zum eigentlichen Instrumentalunterricht hinführen soll. Standort ist das Schulgebäude an der Flottmannstraße, in dem die Musikschule untergebracht ist.

An fünf Stellen im Stadtgebiet soll die „musikalische Grundausbildung“ angeboten werden. Das Ausbildungsziel ist das gleiche wie bei der Früherziehung, allerdings auf das Einstiegsalter (6 Jahre) abgestimmt. Auch mit dem eigentlichen Instrumentalunterricht soll bereits begonnen werden.

Wer allerdings glaubt, er könne hier mal schnell gegen geringe Gebühr die Grundakkorde auf der Gitarre für den nächsten Grillabend erlernen oder er könne das Klavier in der Vereinsgaststätte „bedienen“ lernen, der liegt falsch. Als Konkurrenz zu privaten Musiklehrern versteht sich die Musikschule nämlich nicht.

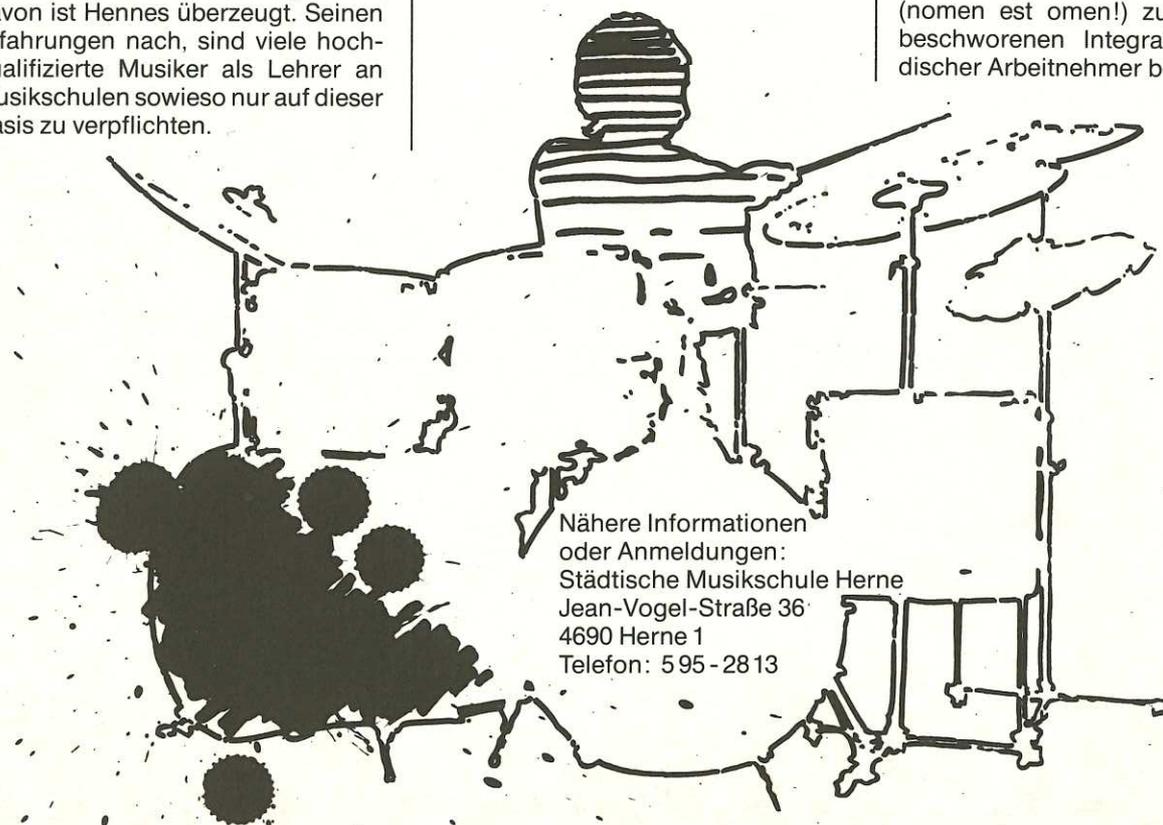
In einer Aufnahmeprüfung (für den Instrumentalunterricht) muß man schon beweisen, daß man über die Anfangsgründe des jeweiligen Instruments bereits hinausgekommen ist. Man verfolgt im städtischen Musikschulbetrieb eben andere Ziele, als „Stimmungsmacher“ auszubilden, aber auch, als instrumentale Individualisten heranzuziehen. Die

Ensemblearbeit, das Musizieren in der Gruppe, nimmt für Hennes einen hohen Stellenwert ein und ist auch als Pflichtfach vorgesehen. Auch von der Lehrerschaft (sich selbst eingeschlossen), verlangt Hennes Engagement in dieser Richtung. Dazu gehören auch öffentliche Auftritte, denn „das aktive Vormachen“, ist Hennes überzeugt, „ist immer noch die unumstrittenste Methode des Lehrens.“

Bis dahin gibt es einen Musikschulbetrieb ohne besonders herausragende Merkmale: Kaum Freiraum für Profilierungen, weder personell, noch was die Ausstattung mit Instrumenten betrifft. Die finanziellen Mittel der Stadt sind nun mal – gerade gegenwärtig – äußerst beschränkt. Kein Grund zur Resignation jedoch für Hennes. Er hat bereits ein Konzept in der Tasche, das, falls realisierbar, der Herner Musikschule durchaus einen Namen innerhalb der rund 700 Musikschulen in der Bundesrepublik verschaffen könnte.

Der relativ hohe Anteil an türkischen Gastarbeitern und Gastarbeiterkindern brachte Hennes auf die Idee, in Herne ein bundesweit einmaliges Experiment zu wagen: die für westeuropäische Ohren zunächst monoton, unmelodiös klingende islamische Volksmusik in den Musikschulbetrieb zu integrieren. Über das Planungsstadium ist diese Idee schon hinaus. Hennes sucht einen qualifizierten türkischen Musiklehrer, der diese Arbeit zu leisten vermag.

Der integrative Charakter der Musik wird ja oft gelobt. Vielleicht trägt dieses Experiment ein paar Takte (nomen est omen!) zur heute viel beschworenen Integration ausländischer Arbeitnehmer bei?



Nähere Informationen
oder Anmeldungen:
Städtische Musikschule Herne
Jean-Vogel-Straße 36
4690 Herne 1
Telefon: 595 - 28 13

...bringt die Flötentöne bei: Ekkehard Hennes, Musikschulleiter



Man muß die Überschrift schon wortwörtlich nehmen, um zu erkennen, was dahintersteckt. Die Flöte ist nämlich das Lieblingsinstrument und gleichzeitig auch das Hauptunterrichtsfach des Leiters der neugegründeten städtischen Musikschule.

Ekkehard Hennes (42), gebürtiger Berliner mit leicht rheinischem Zungenschlag, erklärt schmunzelnd, wie er ausgerechnet zu diesem Instrument fand: als Schuljunge hatte er sich häufig die Blockflöte der älteren Schwester ausgeliehen und sich sozusagen im Selbstunterricht dieses Instrument erschlossen. Als seine Bemühungen auch Erfolg zeigten, erhielt er eine eigene Tenorblockflöte (für interessierte Eltern: das Üben wird bei dieser Tonlage als nicht ganz so störend empfunden).

Nach einem kurzen Umweg über ein fernmeldetechnisches Studium, wählte Hennes die Flöte dann auch als Hauptstudienfach. Die Querflöte allerdings, denn Blockflöte war zu der Zeit noch kein eigenständiges Studienfach. Nach Ablegung der Orchesterreifepfprüfung unterrichtete er dieses Fach anschließend an mehreren Musikschulen. Einige Jahre später folgte als Ergänzung noch ein musikpädagogisches Studium, das Hennes 1969 mit dem Staatsexamen abschloß.

Mit diesem zusätzlichen pädagogischen Rüstzeug ging's zurück in den Musikunterricht, zuletzt als Leiter der Kreismusikschule Geldern. Vom landschaftlich sicherlich reizvolleren Geldern zog es Hennes ins Revier, nach Herne, weil der Neuaufbau einer Musikschule ihn reizte und - auch das bekennt Hennes ohne Zögern - weil es im Landkreis Kleve, zu dem auch Geldern gehört, nach einer Gebietsreform zwei konkurrierende Musikschulen gibt, die Schließung einer der beiden damit wohl vorprogrammiert ist.

Privat bevorzugt Hennes, im übrigen verheiratet und Vater zweier Kinder, die klassische Musik. Beruflich, als Musikschulleiter, will er diese Vorliebe allerdings nicht allzu deutlich hervortreten lassen. Für ihn steht schon jetzt fest, daß andere Musikgattungen, von der Volksmusik bis hin zur gehobenen Unterhaltungsmusik, in den Unterricht mit einbezogen werden.

